Bb.3

Denkwürdigkeiten

aus meinem Leben.

Von

Caroline Pichler.

Dritter Band.

Denkwürdigkeiten

aus meinem Leben.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Dritter Band, 1814 bis 1822.

WIEN.

Druck und Verlag von A. Pichler's sel. Witwe.

1844.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/denkwrdigkeitena31pich

RBR
Jantz
#1732
Bd. 3

Denkwürdigkeiten

aus meinem Leben.

Von

Caroline Pichler.

Dritter Band.

Neben dieſen großen Ereigniſſen von weltgeſchichtlicher Wichtigkeit, gingen denn auch die kleinen Angelegenheiten der Einzelnen ihren ſtillen Gang fort und wirkten, von den großen bedingt und geleitet, auch auf die Einzelnen verſchiedentlich ein. Und ſo verdenke man es mir nicht, wenn ich unmittelbar nach jenen merkwürdigen Auftritten meiner ſelbſt und meines Stückes, Heinrich von Hohenſtaufen, das auf eine gewiſſe Weiſe nahe damit zuſammenhing, erwähne.

Ich hatte es während jener Zeit banger Erwartung vollendet. Es wurde der Theaterdirection überreicht, und die Rollen, ſo wie ich gebeten, ausgetheilt. Nur bei Rudolph von Habsburg, der als Page Friedrich's II. in demſelben erſcheint, mußte ich mit einiger Feſtigkeit darauf beſtehn, daß Herr Wothe, damals ein junger hoffnungsvoller Schauſpieler, dieſe Rolle ſpielen ſolle, und nicht ein Frauenzimmer, wie Manche meinten. Ich hätte es höchſt unſchicklich gefunden, den glorwürdigen Ahnherrn des Hauſes Habsburg durch ein Weib vorſtellen zu laſſen, und Wothe, deſſen Geſtalt ſich ſehr wohl zu einem ritterlichen Edelknaben ſchickte, rechtfertigte durch ſein Spiel meine Anſicht.

Das Stück wurde einstudiert, wann es aber gegeben werden würde, war ungewiß.

Jetzt kam die Nachricht von dem Siege bei Leipzig, und nun sollte meinem Stücke und mir selbst eine große und wirklich unverdiente Ehre widerfahren. Wenige Tage nach Graf Neipperg's Ankunft sollte dieser „Heinrich von Hohenstaufen“ als Benefice-Vorstellung für die in der Leipziger Schlacht Verwundeten mit großer Feierlichkeit und „Beleuchtung des äußern Schauplatzes“ vorgestellt werden. Die Direction ließ mich ersuchen, einen Prolog zu dichten, der die Absicht des Festes erkläre, und Herr Roose (Manfred in dem Trauerspiel) schlug mir vor, ihn durch Frau von Weissenthurn sprechen zu lassen. Es gab Leute, die nachher meinten, diesen Prolog hätte ein Mann mit mehr Schicklichkeit bei solcher Gelegenheit vorgetragen, als eine Frau. Das ist möglich, aber ich hätte Frau von Weissenthurn durch eine solche Weigerung vielleicht beleidigen können, und das hätte ich durchaus nicht gewollt, da diese Frau in freundschaftlichen Verhältnissen zu uns Allen stand, und wegen vieler ausgezeichneten Eigenschaften Achtung verdient.

Die Direction hatte mir eine Loge geschickt; da ich es aber, bei dem stäts ungewissen Schicksal einer ersten Aufführung gerathener fand, mich verborgen zu halten, so nahm ich dankbar den Antrag des Fürsten von Odescalchi an, der durch meinen Schwager Franz von Kurländer mir ein freundlicher Gönner gewor-

den war, mich in der Loge desselben wenigstens während der ersten Akte aufzuhalten, wo man mich nicht vermuthen, und weil ich im Fond saß, auch nicht sehen konnte. Die Versammlung war zahlreich und glänzend, der gesammte Hof erschien in den kaiserlichen Logen, und wurde mit allgemeinem Klatschen empfangen, als man ihn zum erstenmal nach jenem denkwürdigen Siege erblickte. Nun rollte der Vorhang auf — das Bild unsers geliebten väterlichen Monarchen stand vor den Augen der Menge, die Schauspieler reiheten sich zu beiden Seiten, die Volkshymne wurde angestimmt, und ein Sturm des Jubels brach los. O ich werde dieses und noch manches andern wichtigen Momentes, den jene unvergeßliche Zeit von 1805 bis 1815 unter Leiden und Hoffen, Verzagen und mächtigem Erheben uns brachte — nicht vergessen!

Als der Gesang unter der Theilnahme des ganzen Publikums geendet war, trat Frau von Weissenthurn hervor, und sprach den ganz kurzen Prolog, der aber natürlicher Weise durch die Hindeutung auf den edlen Zweck der heutigen Vorstellung die Pflicht der Dankbarkeit gegen Jene, die uns're Freiheit und unsern Ruhm mit ihrem Blut bezahlt hatten, große Sensation machte. Nun begann das Stück — und es hätte viel schlechter seyn dürfen, als es war — denn ungeachtet seiner Mängel, die ich später sehr wohl erkannte, halte ich es nicht für schlecht — um an einem solchen Tage, eines glänzenden Erfolges nicht zu verfehlen. Gespielt wurde es auch

im Ganzen trefflich, und bei dem erhöhten Gefühl des Publikums wurde jede Stelle, die sich — und auch oft ohne meine Absicht — auf die Lage Deutschlands und seine Stellung gegen den gewaltigen Eroberer deuten ließ, mit lautem Beifall aufgenommen; und diese Stimmung erhielt sich bis zu Ende. Von besonderem Effekt war die Erzählung des Traumes, die Herr Koberwein (Friedrich II.) vortrefflich gab, und Rudolph's (Wothe's) Eintreten, das diese Erzählung hervorruft. Eben so wurde die Scene zwischen Vater und Sohn (Koberwein und Korn) und die zwischen diesem Heinrich von Hohenstaufen und seiner Gattin, Margarethe von Österreich (Dem. Adamberger, jetzt Frau Arneth) mit Beifall aufgenommen.

Am Schlusse des Stückes wurde heftig applaudirt und die Dichterin gerufen, die aber wohlweislich sich im Hintergrund der Loge verborgen hielt. Es gab Personen, welche meinten, ich hätte mich in der Direktions-Loge, bei Fürst Lobkowitz, der mir sehr wohl wollte, zeigen sollen, aber ich hätte das unerträglich anmaßend gefunden. Überhaupt war es mir — und ich glaube, ich habe dieß schon in diesen Blättern erwähnt — nicht möglich, mich so wie andre Dichter mit ihren Werken zu identificiren und von den Schicksalen derselben, guten oder widrigen, so lebhaft ergriffen zu werden. Mit großer Lust und Liebe entwarf ich meine Plane, arbeitete fleißig und mit wahrer Seelenfreude daran; waren sie aber einmal vollendet, so waren sie auch

gleichsam aus mir herausgeworfen, und mir fremd geworden. Ihr Gelingen freute mich, besonders weil es mir sehr oft Theilnahme, Dank und warmes Wohlwollen von Unbekannten, oder in weiter Ferne ein freundschaftliches Band erwarb; gefiel eins oder das andere nicht, so kränkte es mich durchaus nicht, und erregte mir höchstens jene unangenehme Empfindung, die man etwa hat, wenn man in einer großen Gesellschaft mit einer nicht ganz passenden Toilette erscheint.

Bei dieser Gesinnung freute mich daher der allgemeine Beifallssturm; aber ich war mir wohl bewußt — was mir hauptsächlich durch die Aufführung klar geworden war, denn ich hatte den Proben nie beigewohnt — daß das Stück in dramatischer Hinsicht viele Fehler hatte, und daß es hauptsächlich der Gelegenheit, bei welcher, und den Umständen, der Stimmung des ganzen Publikums, unter welchen es aufgeführt wurde, zuzuschreiben war, daß ein an sich mittelmäßiges Product so vielen Applaus erhielt.

Am andern Morgen kamen Viele meiner Bekannten und Freunde mir Glück zu wünschen, die Recensionen ließen sich günstig vernehmen; doch sprachen einige deutlich die Ansicht, welcher ich schon früher erwähnte, aus, daß es nämlich ein Gelegenheitsstück, eigens für diesen Tag verfertigt, sei. Nur, hätten diese Recensenten Recht gehabt, mußte es dann auf jeden Fall schon früher in Hoffnung des Erfolgs geschrieben seyn, weil es doch kaum ins Reich der Möglichkeiten gehört, daß ein fünf-

aktiges Stück in vier Tagen gemacht und einstudirt werde.

Im Gange der Weltbegebenheiten folgte nun Fortschritt auf Fortschritt, Sieg auf Sieg. Baiern, Würtemberg und andre Rheinbündner, fielen von Napoleon ab, wie das Glück von ihm abgefallen war. Man sagte freilich, sie hätten es nicht wagen können, früher mit ihrer deutschen Gesinnung hervorzutreten. Meines Bedünkens nach, war aber dieses Verfahren nicht edel, nicht loyal und der unglückliche König von Sachsen, der treu bei seinem französischen Alliirten oder eigentlich indirektem Souverain aushielt, schien mir achtungswerther gehandelt zu haben. Fürst Wrede, der lange an unsern Gränzen mit einer baierischen Armee gestanden hatte, und dem eine österreichische hatte entgegengestellt werden müssen, um ihn in Schach zu halten, brach nun mit seinen Truppen auf, um das französische Heer, das von Leipzig zurück gegen den Rhein eilte, seinerseits zu verfolgen und die Schlacht bei Hanau wurde geschlagen, von welcher abermals die Siegesnachricht mit großer Freude in Wien empfangen wurde. — „Die Lese war, nach Schenkendorf's Gesang, am „Rhein gehalten worden.“ Die verbündeten Armeen rückten in Frankreich ein, und die Schmach, welche wir Deutsche dadurch erfahren, daß die Gallier unsere innersten Provinzen betraten, ward nun glorreich wett gemacht.

Hier in Wien war alles freudig und in begeister-

ter Stimmung. Man dachte daran, die frohen Ergebnisse auf alle Weise zu feiern, und mir wurde der Antrag gemacht, eine Cantate: „das befreite Deutschland“ zu dichten, welche Spohr in Musik setzen sollte, was er, nachdem ich meine Aufgabe nach besten Kräften zu lösen gesucht hatte, auch wirklich mit großem Beifall ausführte. Schon früher hatte ich meine Trauer über Th. Körner's Verlust, der einer für ganz Deutschland war, und meine Anerkennung seines Verdienstes in einem kleinen Gedichte ausgesprochen, das ich durch Dr. Merian den unglücklichen mir so werthen Ältern des Verstorbenen geschickt hatte. In diesem „befreiten Deutschland“ fand ich es nun der billigen Anerkennung von Theodor's Verdienst ums Vaterland, für dessen Freiheit er einer der Ersten das Schwert gezogen, und der Befriedigung meines eignen Gefühls entsprechend, wenn ich seiner auch gedachte. Und so legte ich einer Person der Cantate, dem Mädchen, welches den Tod ihres in der Schlacht gefallenen Liebhabers beklagt, folgendes Akrostichon in den Mund:

K—eine Freude kenn' ich mehr
Ö—d' ist alles um mich her
R—eizlos was ich sonst geliebet habe u. s. w.

Es war mir eine wehmüthige Freude, in den Worten, welche der Jüngling selbst im ersten Theil der Cantate spricht, und in der Klage des Mädchens um ihn den edlen Gefallenen mit inniger Achtung zu feiern.

Überhaupt war mein Gefühl und meine Phantasie da-

mals sehr angeregt, und ich dichtete viel. Ich erinnere mich der Veranlassung nicht mehr, welche mich bestimmte, aus dem schönen und damals viel gelesenen Roman der Mad. Cottin »Mathilde ou les Croisades« eine Oper zu dichten. Ich ließ sie zierlich abschreiben und dem Erzherzog Rudolph, der sich mir stäts als theilnehmender Gönner gezeigt hatte, überreichen. Beethoven sah und las sie bei dem Prinzen. Eine stolze Hoffnung fing an sich in mir zu regen: wenn dieser Genius sich entschlösse, meine Oper zu componiren! Aber es blieb bei der Hoffnung; doch erfuhr ich viele Jahre später durch den unvergeßlichen C. M. Weber, daß sie zweimal in Deutschland in Musik war gesetzt worden. Leider bekam ich nichts davon zu sehen oder eigentlich zu hören.

Hofrath von Mosel wünschte ebenfalls einen Operntext von mir, und zwar über das Sujet: Rudolph von Habsburg. Nun ist es schon lange mit ästhetischen Gründen dargethan worden, daß dieser Gegenstand sich viel mehr zu epischer als dramatischer Behandlung eigne, daß Rudolph's Charakter und Handlungsweise zu ruhig, zu klug, zu weise gewesen war, um jene rasche Bewegung und leidenschaftliche Entwickelung zu gestatten, welche eigentlich das Leben im Drama charakterisirt. Es hat sich auch gezeigt in einem Stücke von einem gewissen Meinrath oder wie jener angenommene Name hieß, welches an der Wien um jene Zeit aufgeführt wurde, und worin der damals sehr beliebte Schau-

spieler Grüner den Rudolph spielte, und selbst in Grillparzer's mit so vielen Schönheiten ausgestattetem Trauerspiel: Ottokar's Glück und Ende, daß Rudolph in diesem Konflikte mit dem leidenschaftlichen, kühnen, durchgreifenden Böhmenkönig, nur als zweiter Held des Dramas gelten könne. Indessen Hofrath von Mosel wünschte es, und der Succeß einer Oper hängt ja immer viel mehr von der Musik als dem Texte ab. — Ich übernahm es also, that mein Möglichstes, richtete mich (was jeder Dichter, der Ähnliches unternommen, für eine mißliche Aufgabe erkennen wird) nach den Fähigkeiten oder Wünschen der Sänger, welche damals zur Aufführung vorhanden waren, schaltete hier eine Arie, dort ein Duett nach Begehren ein, und — sei es nun, daß Mosel'n die Arbeit mißfiel, oder was für andre Hindernisse dazwischen traten — genug, nachdem ich mich ziemlich mit dieser Oper geplagt hatte, ward sie mir unter einem höflichen Vorwande, den ich vergessen habe — zurückgegeben.

Über diesen poetischen Arbeiten war der Winter größtentheils hingegangen. Die Art dieser Beschäftigung, vielleicht auch die vielen Anregungen des Gefühls und des Geistes, die jene Zeitepoche für Jedermann mit sich brachte, die aber natürlicher Weise noch stärker auf eine lebhafte Phantasie wirkten, mochten mein Nervensystem, das stets reizbar war, zu

ſehr aufgeregt haben. Es fanden ſich Migräne und Krämpfe, an welchen ich ſonſt nur ſelten gelitten, nun ſehr oft ein. Deſſen ungeachtet fuhr ich fleißig in meinen Arbeiten fort, und überzeugte mich aus eigener Erfahrung, wie viel Fertigkeit und Leichtigkeit eine anhaltende Übung nicht bloß in mechaniſchen, ſondern auch in geiſtigen Arbeiten gibt. Das Schreiben in gebundener Rede, ja in Reimen ward mir ſo geläufig, daß ich bei proſaiſchen Aufſätzen, Briefen u. ſ. w. mich völlig vor Jamben und Reimen in Acht nehmen mußte, welche ſich mir unwillkührlich darboten. Die Urſache dieſer Erſcheinung und andrer ihr ähnlicher, worin eine Verrichtung unſers geiſtigen Vermögens wie nach einer mechaniſchen Regel geſchehend ſich darſtellt, wird von Jenen, welche dem Materialismus huldigen, und in jeder Procedur unſerer Seele nur mechaniſche oder dynamiſche Kräfte und Bewegungen zu ſehen meinen, vielleicht in eben ſolchen Bewegungen geſucht werden. Ich, wenn ich, wie oft geſchah, darüber nachdachte, ſah in dieſer Erſcheinung nichts als eine Beſtätigung der alten Erfahrung, daß die Vorſicht uns Sterblichen gar hülfreiche Gefährten in der Gewohnheit und Übung auf dem Wege des oft mühſamen Erdenwallens beigegeben hat, die uns treulich begleiten, das anfangs Beſchwerliche allmählig erträglich, dann leicht und endlich ſo homogen machen, daß wir deſſen Abgang zuletzt empfindlich vermerken.

Die Schlachten von La Ferté, von Troyes u. s. w. waren vorüber; die verbündeten Heere rückten auf die Hauptstadt Frankreichs los; und am 31. März langte Graf Friedrich von Fürstenberg, der Schwager des Feldmarschalls Schwarzenberg, mit der Nachricht von der Eroberung von Paris an. Auch diese Bothschaft erregte großen Jubel; und jeder Wiener fühlte sich durch den Gedanken befriedigt, daß nun die Franzosen auch erfahren mußten, was sie uns zweimal, und den Berlinern einmal zu fühlen gegeben hatten, an welches Gefühl sich unmittelbar die Aussicht auf einen wahren Frieden und endliche Ruhe knüpfte. Doch ward meine unbefangene Freude an diesem Ereignisse einigermaßen durch die Betrachtung gestört, daß nicht Napoleon, nun in seine gehörigen Schranken, das ehemalige Frankreich, zurückgewiesen, dies Reich, das er aus den Wirren der Anarchie mit Energie und Klugheit gerissen hatte, künftig regieren sollte, wie es Viele gemeint, sondern daß man ihn zwingen würde zu abdiciren, daß die Bourbons zurückkehren, und Monsieur mit dem Namen Louis dix-huit auf den Thron gesetzt werden würde. Diese Bourbons, von denen sich vor, während und nach der Revolution so manche ungünstige Meinungen in ganz Europa verbreitet hatten und von deren sehr vorgerückten Jahren sich wenigstens die Kraft und der Geist nicht erwarten ließen, welche nöthig schienen, um ein so durch und durch

aufgeregtes und bis in seine untersten Hefen aufgerütteltes Volk zu regieren!

Es zeigte sich bald nachher, daß es nicht ganz so ging, wie Viele gleich mir gefürchtet hatten, wenn jene Menschen die, wie das Sprichwort lautete „nichts gelernt und nichts vergessen hatten," über eine Nation herrschen sollten, in der vom Kleinsten bis zum Größten seit 30 Jahren Alles ganz anders geworden war, als es je gewesen. Ludwig XVIII. regierte mit vieler Klugheit, Sanftmuth und der nöthigen Kraft. Leider war er ein Greis als er den Thron seiner Väter bestieg, und sein Nachfolger verkannte seine Stellung, sein Volk und den Zeitgeist. Doch das gehört nicht ins Jahr 1814, es steht auch nur darum da, um die Befürchtungen Derjenigen zu entschuldigen und auch wohl zu rechtfertigen, welche sich von dieser wiedergekehrten Dynastie kein dauerndes Heil für Frankreich versprachen. Übrigens möchten sich wohl auch Jene getäuscht haben, welche es für möglich hielten, daß Napoleon aus dem ungeheuern Wirkungskreis, den sein Heldengenie ihm geschaffen, zurückgedrängt in engere Schranken, obwohl noch stäts in einer beneidenswerthen Stellung, als Herrscher von Frankreich, sich mit dem innerlichen Glücke seines Volkes beschäftigt und fernern Eroberungsplänen entsagt haben würde. Dieß, behaupteten Viele, wäre nicht zu erwarten gestanden, und des Kaisers Feuergeist würde, sobald der Friede die geschlagenen Wunden geheilt hätte, wieder auf die alte,

ihm von der Natur und seinem Genius gleichsam vorgezeichnete Bahn des Helden und Eroberers zurückgekehrt seyn, die ihn einengenden Schranken durchbrochen und noch einmal die Welt mit Krieg, Jammer und Blut erfüllt haben.

Dieß behaupteten Viele; da es aber nicht möglich ist, daß ein Ding und folglich auch eine Weltlage zugleich seyn und nicht seyn könne; so bleibt das was Napoleon gethan oder nicht gethan haben würde, wenn er Kaiser von Frankreich geblieben und die Bourbons nicht mehr auf den Thron gelangt wären, ein Problem, welches jeder nach seinen psychologischen, philosophischen und politischen Grundsätzen und Ansichten lösen kann, ohne daß man ihm sein Unrecht apodiktisch beweisen könnte. Das sind politische Träume, in die eine Frau sich am wenigsten einlassen soll. Ich breche daher hier ab und fahre in der Schilderung meiner individuellen häuslichen oder mich zunächst berührenden Ereignisse fort.

Baron Hormayr hatte mich ein paar Jahre früher mit einem unsrer vorzüglichsten Kavaliere, dem Grafen Franz von Szechenyi bekannt gemacht, dessen schon erwähnt worden. Diesem vaterländisch gesinnten Manne verdankt Ungarn die Stiftung der Nationalbibliothek und des Museums. Er war mit der alten sowohl als der neuen Literatur vertraut, und sein Haus ein Sammelplatz für gebildete und wohlgesinnte Menschen. Er lebte mit seiner ebenfalls sehr geistreichen

Frau, im Kreiſe ſeiner zahlreichen Familie, zweier verheiratheten Töchter und dreier Söhne, von denen zwei ebenfalls Frauen und Kinder hatten. In dieſem Hauſe, in welchem der Geiſt, der dieſe Familie belebte, patriarchaliſche Sitte und Einfachheit mit dem Glanz und der Würde, der ihrer äußern Stellung in der Welt ziemte, auf eine Weiſe zu vereinigen wußte, die Jeden, der es betrat, mit Ruhe und Wohlbehagen erfüllte — in dieſem würdigen und mir unvergeßlichen Hauſe hatte ich viele angenehme Stunden zugebracht. Jetzt als der Frühling herannahte, lud mich Graf Szecheny ſehr gütig ein, ein paar Wochen auf ſeinem, nur eine Stunde von Ödenburg gelegenen Gute „Zinkendorf“ bei ihm und ſeiner Familie zuzubringen. Ich und meine Tochter, die mich begleiten ſollte, damals ein blühendes Mädchen von etwa 15 — 16 Jahren, freuten uns ſehr auf dieſe kleine Reiſe. Pichler konnte ſeiner Geſchäfte wegen Wien nicht verlaſſen, und ſo blieb er mit meiner Mutter, der ich für dieſe wenigen Tage ein Fräulein aus unſrer Bekanntſchaft zur Geſellſchafterin geſucht und gefunden hatte, zurück, als wir endlich gegen Ende des Mai's an einem ſchönen Morgen über Larenburg, Windpaſſing und neben Eiſenſtadt hin das erſtemal nach dem benachbarten Ungarn reiſeten. Der Graf hatte es ſo veranſtaltet, daß wir mittelſt eines Relais ſchon zu Mittag in Ödenburg in ſeinem ſchönen Hauſe eintrafen. Dort zeigte er uns ſeine Bibliothek, ſeine Sammlungen, das ganze

höchſt zweckmäßig und edel eingerichtete Haus. Nach Tiſche fuhren wir nach dem, nur eine kleine Stunde entfernten Zinkendorf. Die nächſte Gegend um das kleine Städtchen Ödenburg iſt freundlich, lachende Hügel mit Weinreben beſetzt umgeben es, gegen Zinkendorf zu wird die Gegend flächer. Mitten in ſchön gepflanzten Gärten liegt das Schloß, und wie wir durch die Avenue hinfuhren, ertönte aus allen Gebüſchen der Geſang zahlloſer Nachtigallen, die der Graf in dieſer Zeit ihrer Liebe und ihres Geſanges mit beſonderer Sorgfalt hegen und pflegen ließ; ſo wie er ſtäts für den Ankauf neuer und die Erhaltung der ſchon vorhandenen Vögel bemüht war. Wenn die Brutzeit begann, wurden im Schloß und rings um daſſelbe alle Katzen eingefangen und indeſſen nach Ödenburg in des Grafen Haus gebracht, wo ſie wohl gefüttert und gehalten, und wenn die Brutzeit vorüber war, wieder nach Zinkendorf geführt wurden. Wirklich war auch den ganzen Tag ein unaufhörliches Konzert in den Gebüſchen, welche das Schloß umgaben, und die ganze Sommernacht durch wirbelte, ſeufzte und ſchlug es in denſelben ſeinen tiefaufflötenden Laut und bezauberte Ohr und Herz der Bewohner.

Die Familie des Grafen brachte den Sommer in dieſem lieblichen Aufenthalte zu, und die verheiratheten Kinder beſuchten hier zuweilen die Ältern, wie denn die eine Tochter, Gräfin Batthiany, ſich für längere Zeit hier befand. Es war ein patriarchaliſches ſchönes,

ſtilles und doch ſo genußreiches Leben, erhöht und erheitert durch die jüngſt vergangenen glücklichen politiſchen Ereigniſſe und die Ausſicht auf die nahe Wiederkehr des geliebten Landesvaters, der nach den verhängnißvollen Begebenheiten des glorreich beendigten Krieges nun mit den Segnungen des Friedens und der Ruhe nach ſo langen, ſo verderblichen Stürmen in die Mitte ſeiner Kinder zurückkehrte.

Unſere Lebensweiſe war ſtill, aber mir ſehr zuſagend. Am Morgen frühſtückte jedes in ſeinem Zimmer, dann verſammelte die tägliche h. Meſſe alle Bewohner des Schloſſes in der Kapelle, worauf wieder Jedermann an ſeine Geſchäfte, oder ſpazieren ging, bis die Eßglocke um 1 Uhr in den Speiſeſaal zu ebener Erde rief, der mit Gartengewächſen geziert war und ſoviel ich mich erinnere, wohl im Winter eine Art Glashaus ſeyn mochte. Nach Tiſche ſtiegen wir wieder hinauf in den Salon der Gräfin, wo bei ungünſtigem Wetter die Zeit auf's angenehmſte mit Muſik oder Leſen verging, indem Gräfin Batthiany, meine Tochter oder wer ſonſt muſikaliſch war, ſich am Piano unterhielt und die Übrigen, mit Handarbeit beſchäftigt, zuhörten; wenn es aber ſchön war, wurde ausgegangen oder in die Umgegend ausgefahren. Um halb 9 oder 9 Uhr rief abermals die Eßglocke in den Gartenſaal, und nun ging der Zug der Gäſte von einer Thür zur andern, um Jeden in ſein Schlafzimmer zu begleiten, und meiſtens kehrten die zuerſt hingeführten wieder mit um, die letz-

tern zu convoyiren und es wurde noch lange geplaudert, gelacht, bis man endlich die Ruhe suchte, und nun in die still gewordenen Gemächer der Gesang von tausend Nachtigallen aus den Büschen des Gartens drang und die Müden in Schlaf lullte.

So waren einige Tage vergnügt hingegangen, als eines Morgens Besuch aus dem nahen Oldenburg kam. Es war die Familie des Barons (jetzt Grafen) von Zay — und ich verweile mit wehmüthiger Lust bei diesem Punkte meines Lebens, der mit so weitreichenden als sanften erfreulichen Wirkungen in meine künftigen Tage eingriff. Der Baron war ein heiterer, anspruchsloser Mann zwischen 40 und 50 Jahren; seine Frau eine schlanke, nur etwas zu hagere Gestalt, an der man trotz ihrer Kränklichkeit Spuren ehemaliger Schönheit sah. Sie begleiteten ihr einziger Sohn, damals ein Knabe von 14 — 15 Jahren, sein Mentor, Fräulein Therese von Artner, mir schon früher zwar nicht persönlich, aber unter ihrem dichterischen Namen Theone aufs vortheilhafteste bekannt, und ihre jüngere Schwester Wilhelmine von Artner. Alle diese Personen zeichneten sich durch eine echte Geistesbildung, welche diesen Namen nach meiner Ansicht nur dann verdient, wenn durch sie auch das Gemüth, der Charakter gebildet wird, und die einzelnen Kenntnisse, „in Saft und Blut verwandelt," nur ein schönes untrennbares Ganzes ausmachen, so wie durch seinen Ton und jene wohlwollende Höflichkeit aus, die nicht blos von

guter Erziehung, sondern aus gutem Herzen und natürlicher Bescheidenheit kommt.

Mir ward sogleich wohl unter diesen Menschen. Lebhafte und bedeutende Gespräche knüpften sich zwischen den Fremden und mir an, wir fühlten uns einander nahe, obwohl wir uns an diesem Tage zum erstenmal sahen, und ein herzliches Freundschaftsband, das den ganzen Kreis umschloß und wovon einige noch innigere Empfindungen hegten, vereinte uns durch ein nun verflossenes Viertel Jahrhundert, und bewahrt auch den leider! Vielen, die seit dem schon aus dieser Zahl hinübergegangen sind, über den Gräbern ein lebhaftes, dankbares Andenken.

Eines Nachmittags wurde eine Spazierfahrt ins Julienthal bestimmt. Auf der weiten Fläche, die das Schloß rings umgab, konnte ich mir nicht vorstellen, wo denn dies Thal, das doch Berge oder mindestens Hügel voraussetzte, liegen sollte, wenn wir nicht vielleicht bis nach Ödenburg fahren würden. Aber es zeigte sich bald ganz anders. — Nicht sehr lange fuhren wir über die Ebene hin, als sich plötzlich eine überraschende Ansicht darbot. Am Ende des Plateau's, wenn ich mich dieses Wortes bedienen darf, auf dem Zinkendorf liegt, senkt sich plötzlich der Grund. Schön begrünte und bebüschte Hügel ziehen sich rechter Hand an der Höhe hinab, eben solche werden an der linken Seite sichtbar, und unten breitet sich auf einmal eine ungeheure Wasserfläche aus. Das war der Neusiedler See, den

hier von der Seite, wo wir uns befanden, jene lieblich grünen Hügel umsäumten, die sich auf der linken Seite noch eine Strecke hin am Ufer zogen, während die rechte Seite flach auslief, und gegenüber der weite Wasserspiegel ohne erkennbare Ufer das Bild eines Meeres darbot. Mich überraschte und ergriff diese scheinbare Unendlichkeit, und überhaupt das ganze so unerwartete Landschaftsbild, und mit sehr regem Gefühl für diese Schönheiten und für den Umtausch lebendiger Gedanken und Empfindungen stieg ich mit der Gesellschaft, die nun allesammt die Wägen verlassen hatte, auf angenehmem Pfade durch dies Julienthal hinab, das der Graf zu einem kleinen englischen Garten hatte umschaffen und nach dem Namen seiner Frau nennen lassen. Auch ein hübscher Pavillon in Tempelform stand auf einer der Anhöhen und trug den Namen des Erzherzogs Palatins, der, wenn ich mich recht erinnere, dies Thal einst mit seiner Gegenwart beehrt hatte. Die Übrigen zerstreuten sich hier und dort in den Schattengängen, ich fand mich bald mit Theresen (Theonen) allein, zu welcher mich von dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft an ein innerer Hang gezogen und mich hier eine gleichgestimmte Seele hatte ahnen lassen. Therese war nicht mehr jung — nur um wenige Jahre jünger als ich — sie war nicht schön, eine kaum mittelgroße etwas gedrungene Gestalt, mit feinen aber höchst einfachen Manieren, bei der die talentvolle Dichterin ganz hinter der anspruchslosen häuslichen Frau

verborgen, und nur dann ſichtbar ward, wenn im vertrauten Geſpräche die angeregte Seele jene einfache Hülle durchbrach und ſich in ihrer wirklich hohen und klaren Schönheit zeigte. So zeigte ſie ſich auch mir an jenem unvergeßlichen Tage im Julienthal, da erkannten ſich unſere Geiſter, da hatten beide die irdiſche Hülle durchſtrahlend, einander ſchweſterlich und liebend umfaßt, und den Bund treuer Anhänglichkeit und Freundſchaft geſchloſſen, der über Thereſen's nun lange ſchon begrüntes Grab hinaus gewiß noch zwiſchen unſern Seelen in Gott beſteht. Auch ſie — und noch ſo viele andere Theure habe ich überlebt, und wohl kann ich, ohne den meinem Herzen naheſtehenden Umgebungen, in deren Beſitz ich jetzt mein Glück finde, zu nahe zu treten, in ſo mancher Beziehung ſagen:

Aber meine Welt iſt todt!

Die Welt, deren Bildung mit der meinigen einerlei Richtung hatte, einerlei Schritt mit mir hielt, die meine Geiſtesbedürfniſſe kannte, nur ſolche hatte wie ich, die mich verſtand, in der meine Gedanken Anklang und Wiederhall fanden — dieſe Welt iſt nicht mehr da, und ich fühle das recht oft und recht wehmüthig.

Doch ich kehre zu dem Faden meiner Erzählung zurück. Thereſe und ich hatten uns in einem Geſpräche über Poeſie, und über das was in unſerer Beider Seelen vorging, wenn die Stunde der Weihe über uns

kam, warm, innig, offen ausgesprochen. Da fand jede Empfindung ihr Echo, jede Äußerung ihr Gegenbild im Geiste der Freundin, unsre Seelen, möchte ich sagen, berührten sich unmittelbar, und in solchen Augenblicken, deren es freilich im Leben nur wenige gibt, dringt gleichsam durch eine Spalte in unserer dichten Erdenatmosphäre, ein Strahl des Himmels herein, und wir lernen die Möglichkeit fassen und glauben, wie entkörperte Geister sich einander ohne Worte, durch bloße Anschauung erkennen.

Noch einige Tage verweilte dieser angenehme Besuch in Zinkendorf, und da gerade während dieser Anwesenheit die Nachrichten aus Wien einliefen, daß der Kaiser an einem bestimmten und ziemlich nahen Tage in seiner Hauptstadt eintreffen und feierlich einziehen werde, beschloß die gesammte Gesellschaft wie sie hier beisammen war, uns mit eingeschlossen, nächstens aufzubrechen und nach Wien zu eilen, um jenen schönen Tag mit zu feiern. Die Baronin Zay, welche eben so wie ihre Jugendfreundin Therese, sich mir mit herzlicher Freundlichkeit genähert hatte, lud mich und meine Tochter ein, an dem zu unserer Abreise bestimmten Tage bei ihr in Ödenburg, durch welches uns unser Weg führte, das Frühstück einzunehmen. Hier lernten wir noch die beiden verheiratheten Artner'schen Schwestern, Frau von Witte und von Torkas, kennen, fanden uns in einem Kreise trefflicher, guter, gebildeter Menschen aufs herzlichste aufgenommen, und bald so

heimiſch, als ob wir uns ſeit langen Jahren gekannt hätten. Nur ſelten in meinem langen Leben war es mir auf dieſe Art mit neuen Bekanntſchaften ſo wohl geworden. Ich begreife auch, daß das ſeiner Natur nach nicht anders ſeyn kann und in ſpätern Jahren ſich immer mehr verliert, wie ſich die Empfänglichkeit für neue Eindrücke und die Möglichkeit, ſich unbedingt hinzugeben, mit der nähern Kenntniß der Menſchen und manchen unangenehmen Erfahrungen ebenfalls aus unſerm Gemüthe entfernen.

Der Aufenthalt in Zinkendorf war zu Ende. Alles eilte nach Wien. Die nahe Ankunft des Kaiſers, die Begebenheiten der jüngſtvergangenen Tage, Napoleon's Abdankung, ſeine Verbannung nach Elba, die Wiedereinſetzung der Bourbons, die Ausſichten in die Zukunft, die Erwartung des Kongreſſes, der in wenigen Monaten in Wien eröffnet werden und eine Menge europäiſcher hoher Häupter hier verſammeln ſollte, hielten die ganze Welt in reger Spannung. Alles bereitete ſich zum Empfange des Kaiſers vor. — Eine Illumination ſollte ſtatt haben, Gedichte überreicht werden u. ſ. w. Auch die Taubſtummen, bei deren Inſtitut der Zug des Monarchen von der Favoriten-Linie hereingehen ſollte, wollten ihre Gefühle in einem Gedichte ausſprechen, und ich wurde erſucht, es zu machen. Ich that es, und in Zinkendorf wurde es vollendet, während ich in den Schattengängen des Gartens unter dem Geflöte der Nachtigallen herumwandelte.

Endlich erschien der Tag der Ankunft, wenn ich nicht irre, so war es der 14. Juni. Unser lieber Hausgenosse Carl von Kurländer, der sich auch für die Abfassung jenes Gedichtes für die Taubstummen interessirt hatte, war so gefällig gewesen, uns in eben diesem Hause, von dem man den Zug sehr gut sehen konnte, bei Herrn Direktor Mey Plätze an einem Fenster zu verschaffen, und so wanderten wir vier, Pichler, Carl, meine Tochter und ich, recht früh am Morgen auf die Wieden hinüber; denn zu fahren, wenigstens bis dorthin, war an einem solchen Tage nicht möglich. Aber damals war mir solch ein Gang auch nur eine Kleinigkeit. Die Straßen waren mit Menschen bedeckt. — Endlich verkündete fernes Vivatrufen die Annäherung des Hofes. Die gedrängten Massen bewegten sich unruhig; es erschienen in langem Zuge Österreichische und Ungarische Große zu Pferde in höchster Gala; wobei sich freilich die letztern in ihrer Nationaltracht, welche einen großen Aufwand von Gold und Silber gestattet, und im Ganzen viel kleidender ist als unser Männeranzug, weit besser ausnahmen, obwohl damals noch jene malerische Verschönerungen der ungarischen Tracht, diese Attila's und wie sie sonst heißen, noch nicht üblich waren. Sonderbar, und wenn man die eigentliche Bedeutung dieser Erscheinung nicht wußte, höchst unpassend mußten die Herren von der sogenannten böhmischen Legion auffallen, die in ihren von Sonne, Wetter und Strapazen heruntergebrachten Anzügen, so wie sie im

Felde ihren Monarchen begleitet hatten, jetzt mitten unter den von Gold und Silber schimmernden Ungarn und Deutschen erschienen. Wie man aber die Ursache dieses Kontrastes wußte, verschwand das Ungehörige und machte der Achtung für die Anstrengungen dieser Offiziere Platz; aber es wäre nicht unpassend gewesen, wenn man vorher darauf vorbereitet gewesen wäre.

Unendlich war der Jubel, als jetzt der Kaiser selbst an der Seite seines Bruders, des damaligen Großherzogs von Florenz, von der Generalität umgeben erschien. Rührend, freudenvoll und erhebend war dieser Moment durch seine eigenthümliche Wichtigkeit und durch die Betrachtung dessen, was zum Glück und ruhigen Wohlsein der Völker geschehen war und sich für die Zukunft hoffen ließ. Dennoch muß ich gestehen, für mein Gemüth war jene unvermuthete glanz- und geräuschlose Rückkehr des geliebten Landesvaters nach dem unglücklichen Kriege von 1809 am 27. November Abends viel großartiger und erhebender gewesen. An dem Tage der feierlichen Ankunft i. J. 1814 war die Stadt sammt den Vorstädten beleuchtet, man hatte sich darauf vorbereitet, Transparente, Inschriften, architektonische Feuerlinien machten den Anblick der Straßen glänzend und feierlich und verscheuchten die ohnedieß kurze Sommernacht. An jenem nebligen düstern Winterabende, wo noch alle Herzen gedrückt und beklommen waren, fiel auf einmal wie ein heller Hoffnungsstrahl die Nachricht: der Kaiser ist da! in das Dunkel unserer Seelen. — Hoffnung und

Freude, Zuversicht und Ruhe erwachte in den bedrängten Gemüthern, die Brust erweiterte sich Jedem, das Vaterland, das Vaterhaus schien wieder gesichert, weil nur der Vater wieder unter uns war, und schnell entzündete an diesem innern frohen Gefühl sich auch der hellglänzende Ausdruck desselben im Äußerlichen. In der kurzen Zeit von ein paar Stunden war die improvisirte Beleuchtung in der Stadt und den Vorstädten bis an die äußersten Linien fertig. Freudenschüsse knallten, Böller donnerten, Schwärmer zischten, Vivat und Jubelgeschrei erscholl in den Straßen und Jeder gab seine Freude auf irgend eine Weise kund.

Auch am 14. Juni 1814 war dieser Jubel groß, aber er war vorzusehen, er war so zu sagen unvermeidlich gewesen. Es war auch eine herrliche Nacht. — Wir durchstrichen mit einigen unserer Bekannten die Straßen der Stadt, in denen es hell wie am Mittag war, und scheuten kein Gedränge, keine Verwirrung, um die bedeutendsten Punkte der Illumination zu sehen, an der Universität, am Rathhaus, bei Graf Erdödy (jetzt Graf Collowrat) und an vielen andern Plätzen, deren ich mich nicht mehr erinnere, und fühlten uns Alle, trotz mancher Rippenstöße, die bei solcher Gelegenheit nicht zu vermeiden sind, und die uns eigentlich nur Lachen erregten, sehr vergnügt.

Noch habe ich einige kleine Erinnerungen aus jenem denkwürdigen Jahre 1813 nachzutragen, die ich, um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen, übergangen habe. Schon seit mehr als einem Jahre hatten ich und meine Tochter, welche eine angenehme Stimme besaß, und von einem italienischen Meister nicht für Produktion, sondern zu ihrem eigenen musikalischen Genuß, gründlich war unterrichtet worden, uns bei den Chören des hiesigen Musikvereins, welcher sich damals zu bilden anfing, sie zum Sopran und ich zum Alt einschreiben lassen, und bei den herrlichen Händl'schen Oratorien, Alexandersfest, Jesus Messias, Samson, und wenn ich nicht irre, auch Acib und Galathea mit großem Vergnügen mitgewirkt. Damals war das ganze Orchester 600 Personen stark; man fand das bewundernswerth, ungeheuer; jetzt — 25 Jahre später, werden die Haydn'schen Kompositionen von 1000 Mitwirkenden aufgeführt. So hat sich die musikalische Welt oder die Liebhaberei vermehrt! Mir waren jene Musiken, die Proben sowol als die Produktionen sehr angenehm, die Musik gewährte mir einen hohen geistigen Genuß, und die Versammlung der Mitglieder, worunter ich sehr viele Bekannte zählte, war mir eine erwünschte Gelegenheit manche wohl bekannte öfter, und manche mir fernerstehende interessante Personen doch zuweilen zu sehen. Gleich jenen Vorlesungen der beiden Schlegel und Hofrath Müller's, gewährte auch dies geistigen Genuß mit geselliger

Annehmlichkeit verbunden. Bei einer ſolchen Generalprobe nun im Herbſt oder Winter 1813 — 1814, welche im Reitſchulſaale gehalten wurde und wobei der Hof gegenwärtig war, erſchien in einer Loge General Oſtermann Tolſtoy, er, der Held, der wie der Cherub mit dem Flammenſchwerte, vor dem bedrohten Böhmen bei Kulm geſtanden und im Vereine mit unſern Truppen den General Vandamme von unſerer Gränze zurückgeſchlagen hatte. Daß er bei dieſer Gelegenheit den einen Arm verloren, und ſo die ehrenvolle Beglaubigung ſeines Heldenthums Allen ſichtbar wurde, erhöhte noch das Intereſſe an dieſer Erſcheinung, und ein Beifallsſturm: Vivat Oſtermann! brach von allen Seiten in dem ſehr gefüllten Saale aus, und dieſe Acclamationen, ſo von ſelbſt aus den dankbaren Herzen der Wiener aufſteigend, die Erwägung was dieſer Mann für unſer Vaterland und für die gute Sache gekämpft, gelitten, regten jedes Herz auf und machten gewiß Jedem dieſen ſchönen Vormittag unvergeßlich. Aber auch ihn, den Helden ſchien dieſer Ausbruch ehrender Freude zu rühren, und die Art wie er ſich überraſcht und gerührt dankend neigte, und ſich gleich darauf hinter ſeine Begleiter zurückzog, ſtellte ihn noch höher in der allgemeinen Achtung.

Um dieſe Zeit hatte ein beſonderes Zuſammentreffen von Umſtänden auch zwiſchen Frau von Humboldt und mir, — ich kann nicht ſagen, Frieden geſtiftet; denn ich wenigſtens war nie feindlich gegen ſie geſinnt, und

hatte, weiß Gott, von meiner Seite keine Urſache zu dem froſtigen, ja beinahe ſchnöden Betragen gegeben, welches ſie bei ihrem erſten Zuſammentreffen mit mir im Hauſe meiner Freundin von Schlegel und ſeitdem ſtäts gegen mich beobachtet hatte; aber wir waren einander durch Andere genähert worden, und endlich fanden wir uns gegenſeitig nicht ſo übel wie wir uns — oder ſie ſich eigentlich mich — zuerſt gedacht haben mochten. Fr. von Humboldt war eine berühmte Frau, welche in der großen Welt als Gemahlin des Preußiſchen Geſandten, der ſelbſt ein ausgezeichneter Gelehrter war, als Schwägerin des großen Alexanders von Humboldt Aufſehen gemacht und als eine geiſtreiche Perſon, trotz ihrer ungünſtigen Geſtalt, welche der hübſche Kopf nach meiner Anſicht nicht ganz überſehen machen konnte, Leidenſchaften, wie man erzählte, eingeflößt hatte. Es iſt ſo ein eigenes Ding um dies Einflößen von Leidenſchaften, um dies Wandeln auf gebrochenen Herzen, wie ich es von einer andern ſehr ſchönen Frau nennen hörte — wenn es von einer verheiratheten Frau geſagt wird, und ſcheint mir, nach meinen altfränkiſchen Begriffen, nicht wohl mit dem vereinbar, was eigentlich weibliche Würde und eheliche Treue genannt werden ſoll. Meine Erfahrungen haben mir in einem langen Leben gezeigt, daß ſo ein Einflößen, ſo ein Herzbrechen niemals ganz einſeitig vorgehen kann. Sei die Frau noch ſo ſchön, noch ſo geiſtreich, wenn ſie wahrhaft tugendhaft iſt, wenn ſie

ihre frauliche Würde, wie sich's gehört, bei jeder Gelegenheit behaupter, so wird sie es freilich nicht hindern können, daß man sie schön oder geistreich, oder liebenswürdig findet; weiter aber wird dies nicht gehen, wenn sie nicht selbst Anlaß zu ferneren Schritten gibt, wenn sie selbst gleichgültig bleibt und der Anbeter keine Ermunterung von ihrer Seite findet. Dann verglimmt die entstandene Flamme still und bald in sich selbst. Jene Geistesrichtung, als ein Ritter seiner Dame zu Ehren, die ihn vielleicht kaum kannte, oder der er sich nicht nähern durfte, Abenteuer bestanden, die Welt durchzogen und im Tod sich noch glücklich gepriesen hatte, wenn er ihn für sie erleiden konnte — diese schwärmerische Richtung ist mit der Ritterzeit verschwunden, wenn sie je in dieser Strenge und Ausdehnung existirt hat. In unserer Zeit muß dem Anbeter einige Möglichkeit des Gelingens, einige Hoffnung auf Gegenliebe lächeln, wenn eine Zuneigung, entstanden durch den Anblick der Schönheit oder durch den Zauber des Umgangs, bis zur Leidenschaft oder zum „broken heart“ sich steigern soll. Darum erregt in mir eine Berühmtheit solcher Art immer einiges Mißtrauen gegen die eigentlichen Grundsätze einer Frau, der man sie beilegt, und im besten Falle könnte ich sie von einiger Coquetterie, oder, wenn auch unschuldiger, Gefallsucht nicht frei sprechen.

Doch ich kehre zu Frau von Humboldt zurück. Es war eine andere, aber in anderer Richtung berühmte Frau, Frau von Wollzogen, Schiller's

Schwägerin und Verfaſſerin des lieblichen Romanes Agnes von Lilien nach Wien gekommen und wohnte bei Humboldt. Ein gemeinſchaftlicher Freund von uns allen Dreien, Hofrath Buel, führte die beiden Damen Humboldt und Wollzogen zu mir. Eine gelehrte Frau und Schriftſtellerin kennen zu lernen war mir im Voraus nicht angenehm, weil dieſe Weſen alle, beſonders die aus Norddeutſchland, damals einen ganz beſondern Zuſchnitt hatten, ſelten wahre Frauen, und größtentheils nur „weibliche Naturen“ waren, wie damals der Modeausdruck ſie bezeichnete, die in kein häusliches, in kein bürgerliches, in kein Familienverhältniß paßten, und meiſtentheils den Bann, den die Männer auf weibliche Schriftſtellerei legten, nur zu ſehr rechtfertigten. Es wird Manchem, der dies lieſt, ſeltſam auffallen, eine Frau, welche ſelbſt ſchreibt, ſo über ihre Kunſtgefährtinnen reden zu hören; aber es war nun einmal meine individuelle Anſicht, und daß ſie ſich nicht auf alle erſtreckte, denen die Muſen ihre Gaben mitgetheilt, läßt ſich daraus erkennen, daß Frau von Schlegel, von Weißenthurn, Fräulein Artner und andere ſchriftſtellernde Frauen, die ich ſpäter kennen lernte, mir vom erſten Augenblicke an theuer waren und blieben.

Frau von Wollzogen machte meiner Meinung nach ebenfalls eine ſchätzbare Ausnahme von jener Regel. Sie ſchien mir einfach, edel, ſehr gebildet und ohne Anmaßung; und Körner's Andenken, der ihr ſowol als

Frau von Humboldt ſehr wohl bekannt und theuer geweſen, ſchien vermittelnd unſere Geiſter zu vereinigen. Frau von Humboldt, in deren Hauſe er hier viel geweſen, ſprach mit Thränen von ihm, die auch die meinigen hervorriefen, und von nun an war alles Störende zwiſchen uns verſchwunden. Wir ſahen uns öfters, und ich hatte mich durchaus in Nichts mehr über Frau von Humboldt zu beklagen. Sie iſt mir nun auch ſchon längſt vorangegangen, und ich freue mich ihr hiermit volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen zu können; denn ſie war unſtreitig eine Frau von vielem Verdienſt, höchſt gebildetem Geiſte, eine gute Mutter und treue Freundin für die, die ſie einmal liebgewonnen. So war ſie auch gegen Bedrängte recht hülfreich. Baron Ramdohr, ebenfalls Preußiſcher Geſandter in Neapel oder Rom, war auf ſeiner Durchreiſe mit uns bekannt geworden, und hatte uns oft beſucht. Ich verwahre wirklich noch einige Bücher und Landkarten, die er mir bei ſeiner Abreiſe übergeben und nie wieder hat abholen laſſen, da der Tod ihn übereilte. Er hatte unlängſt geheirathet, eine ziemlich junge hübſche Frau, und mir aus Rom und Neapel öfters freundlich geſchrieben. Wie es aber gekommen, daß ſeine Frau ihre Wochen hier in Wien und zwar bei Frau von Humboldt gehalten, erinnere ich mich nicht mehr. Nur das weiß ich, daß ſie ſehr gefährlich krank geworden, daß ſeltſame Symptome magnetiſcher Art ihre Krankheit begleiteten, daß Doktor Koreff ſie behandelte,

und Frau von Humboldt ihrer mit treuer Freundſchaft und großer Aufopferung gepflegt hat.

Der Krieg war geendigt, Napoleon hatte dem Thron entſagt, und lebte auf der Inſel Elba. Ludwig der Achtzehnte war in den Tuilerien eingezogen, und in unſerer Kaiſerſtadt ſollte der Kongreß gehalten werden, der nun, nachdem Napoleon's Eroberungen von dem eigentlichen Frankreich abgeriſſen waren, die Anſprüche der Fürſten, die Schickſale der Völker ausgleichen und beſtimmen ſollte. Vom September des J. 1814 an kamen beinahe täglich einer oder mehrere, größere oder kleinere Monarchen, Großfürſten, Herzoge u. ſ. w. an — jene durch Glockengeläut und Kanonendonner dem Volke verkündigt, die Übrigen bloß durch das Gerücht bekannt gegeben. Endlich kam der Tag, an welchem die zwei mächtigſten unter Allen, Alexander von Rußland, und Friedrich Wilhelm von Preußen, die eigentlichen Alliirten unſers Kaiſers, ihren Einzug zu Pferde unter lautem Jubel des Volkes, zu beiden Seiten unſers Monarchen hielten. Zwei edle Geſtalten, ſchlank, hoch kräftig — doch jede in Ausdruck und Farbe ganz von der andern verſchieden, und beide wieder eben ſo weit von der Perſönlichkeit unſers Kaiſers entfernt, der wie ein ehrfurchtgebietender und doch wohlwollender Vater zwiſchen kräftigen Heldenſöhnen ritt.

Nun wimmelte die Stadt von hohen und bedeutenden Fremden, nun wohnten in der Kaiserburg selbst mehrere der höhern Monarchen, und die Andern sowie die Gesandten derjenigen, welche nicht selbst erschienen, rings herum in der Stadt und den Vorstädten, wo eben anständige Quartiere nach dem Bedürfniß eines Jeden aufzutreiben waren: denn diese Zusammenkunft so hoher Personen und die Wichtigkeit des Zeitpunktes überhaupt, hatte eine Menge Neugieriger sowohl als bei den bevorstehenden Verhandlungen Betheiligter in Wien versammelt. Die Feste begannen — und eines der schönsten, das Schönste meiner Meinung nach, nicht bloß in diesem merkwürdigen Jahre, sondern für lange Zeit, das Praterfest, die Jahresfeier der Leipziger Schlacht am 18. Oktober eröffnete die Reihe, und ward von keinem folgenden übertroffen.

Das angenehmste Herbstwetter begünstigte die im Freien veranstaltete Festlichkeit. Am frühen Morgen war Alles in Wien in Bewegung, und wer nur irgend konnte, schloß sich an Offiziere und deren Familien an, um Platz und Gelegenheit zu erhalten, alles zu sehen. So hatten mich meine vieljährigen Freundinnen, die Gemalin und Schwägerin des Landwehr-Obersten Baron von Richler sammt meiner Tochter unter ihren Schutz genommen, und wir fuhren zeitig in den Prater hinab, wo rechts von der Allee das Kapellen-Zelt auf einer eigens dazu errichteten Erderhöhung aufgeschlagen war. Ein dichter Nebel lag, wie das im Herbste ge-

wöhnlich ist, auf der Gegend. — Die Monarchen — gleichviel von welcher Confession, denn sie waren ja hier versammelt um dem allgemeinen Vater, Schöpfer und Erhalter zu danken und ihn, der für Alle derselbe ist, im Geist und der Wahrheit anzubeten — also alle diese hier versammelten Großen der Erde befanden sich auf jener Erhöhung, wo die feierliche Messe gehalten wurde. Kanonenschüsse donnerten bei den wichtigsten Theilen derselben, und ihre Erschütterungen zertheilten die Nebel, und zeigten uns die helle Sonne am klaren Himmel; ein schönes Bild des erheiterten Himmels über Europa's Schicksalen, der, auch von Kampf und Kanonendonner gereinigt, uns wieder lichte Hoffnungen und ruhige Klarheit zeigte.

Mich hatte schon diese Feierlichkeit sehr erhoben, meine Begleiterinnen theilten mein Gefühl, wir waren Alle so vergnügt! Daß wir mehrere Bekannte fanden, mit ihnen sprachen, ihre Ansichten vernahmen, erhöhte das Vergnügen des Tages. Endlich war es Zeit uns nach dem Lusthaus und der Simmeringer Haide zu begeben. Hier war der Ort der Mahlzeit für die ganze damals in Wien anwesende Garnison — eine unabsehbare Menge von Tafeln war im Freien aufgeschlagen, an denen mehrere tausend Krieger, meist solche die den Freiheitskampf mitgestritten, bewirthet wurden. Im Lusthaus selbst waren die Tafeln für die Souveraine und was zu den respektiven Höfen gehörte. Alles war Leben, alles Fröhlichkeit, heiterer Muth und selige

Hoffnung einer beſſern Zukunft. Die Offiziere ſpeiſten meiſtentheils an demſelben Tiſche mit ihren Gemeinen, und ſo ſah man zunächſt dem Luſthaus die Tafeln für Offiziere und Gemeine des berühmten Regiments, einſt Dampierre, dann 1809 Hohenzollern, 1813 Großfürſt Conſtantin — und den Prinzen mitten unter ſeinen Küraſſiren, ihr Mahl theilend.

Aber dieſes Mahl war gar nicht ſchlecht. Wir hielten uns zu dem Oberſt von Richler, der an dieſem Tag unſer Aller Haupt und Schirmer war, und ſo wurde uns an der Tafel, an der er mit ſeinen Leuten aß, ein freilich etwas ſchmaler Platz gemacht, denn wir waren ja Eindringlinge, und uns von den für Alle recht gut, recht ſchmackhaft und genügend bereiteten Speiſen mitgetheilt, ſo daß wir hinlänglich geſättigt waren. Hier nun, mitten unter gemeinen Kriegern, an einem Tage allgemeiner Freude bei ungewöhnlich guter Speiſung, wo Wein und mitgetheilte Luſt und das erhebende Gefühl in jedes Soldaten Bruſt, auch das Seinige an Mühe, Gefahr und Blut zu dem nun errungenen glänzenden Sieg und beglückenden Frieden beigetragen zu haben, den Muth eines Jeden ſteigerte, wodurch ſelbſt ein lärmenderer Ausbruch dieſer Gefühle entſchuldigt geweſen wäre — hier wurde kein unziemliches Wort laut, kein roher Ausdruck innerer Luſt bemerkbar. Einer fühlte ſich in Allen geehrt, erhoben — Alle bewachten den Einzelnen, und ſo ſchienen

dieſe Tauſende von Geladenen und Zuſehern Eine einträchtige geordnete Familie, die ſich um ihren Vater verſammelte und ein gemeinſchaftliches Feſt beging.

Es war ein herrlicher, ein unvergeßlicher Tag — durch ſeine Bedeutung, durch ſeine erhebende Feier — am meiſten durch den ſchlagenden Beweis, den dieſes anſtändige Benehmen einer zahlloſen Menge bei ſo mancher Anreizung zum Gegentheil, von dem Adel gab, der in der menſchlichen Natur liegt, dem man nur zu vertrauen, ihn nur vorauszuſetzen braucht, um ihn mit Sicherheit hervorzurufen, und auf ihn zählen zu können. Wenn der Spruch unbezweifelt wahr iſt: nemo perditae dignitati parcit, ſo iſt es auch wahr, daß edles Vertrauen oft, wo nicht immer, ein entſprechendes Betragen in dem Andern bewirkt. O der Menſch iſt nicht ſo ſchlimm als man gewöhnlich glaubt! Aber es iſt leichter zu verdammen als mit Mühe zu beſſern zu verſuchen.

Auch ſchien ſich der Himmel unſerer Freude zu freuen. Die heiterſte Sonne ſtrahlte über den Glücklichen, und einzelne Ausbrüche lauter Anerkennung, gleichſam Epiſoden in dem ſchönen Ganzen, wie z. B. der Jubel, mit welchem Fürſt Aloys von Liechtenſtein von ſeinem Regimente empfangen wurde, trugen bei, Vergnügen und Begeiſterung unter dem zahlreich anweſenden Volke zu unterhalten. Erſt mit dem ſinkenden Tage trennte man ſich, und eine ſchöne Erinnerung an dieß Feſt blieb gewiß in Aller Herzen.

Auch mein Gemüth war durch dieſe Ereigniſſe in große aber freudige Aufregung gebracht und darin erhalten worden, indem Alles was mich umgab, was ich hörte und ſah, zu dieſer Stimmung beitrug. Ich dichtete fleißig; ich habe ſchon erwähnt, daß die beſtändige Übung in gebundener Rede, ja in Reimen zu ſchreiben, mir eine ſolche Leichtigkeit in dieſer Schreibart erworben hatte, daß mir faſt willenlos, auch in Briefen oder andern Aufſätzen, ſkandirte Proſa oder Reime in die Feder kamen. Der ſchmeichelhafte Erfolg, welchen das Trauerſpiel „Heinrich von Hohenſtaufen“ erhalten hatte, und den ich, als größtentheils bloß in den Umſtänden gegründet, und daher dieſen zuzuſchreiben, damals noch nicht klar erkannte; mehr noch meines guten Pichler's Freude an meinen dramatiſchen Arbeiten, hatten mich ſchon früher bei der Ankunft des Kaiſers beſtimmt, ein kleines nur zweiaktiges Stück, unter dem Titel: Wiederſehn, zu ſchreiben, deſſen Inhalt aus der Zeitgeſchichte genommen war und daher bloß warme Vaterlandsliebe für Deutſchland und Öſterreich und Widerwillen gegen Frankreich athmete. Am Schluſſe hatte jede der handelnden Perſonen ein Couplet zu ſagen, das nach dem Charakter derſelben ihre Empfindungen bei der jetzigen Epoche, bei dieſer Erneuerung der Zeit — wie man damals glaubte — ausſprach. Unter andern hatte Fräulein Adamberger folgende Strophe zu ſagen:

Mit fremdem Modeband und fremden Sitten
Beſchlich uns auch die fremde Sklaverei,
Ausländiſches war nur zu wohl gelitten
Und längſt der deutſche Geiſt ſchon nicht mehr frei.

Das Couplet wurde ſehr ſchön geſprochen, und mit großem Beifall und allgemeinem Klatſchen aufgenommen; wie erfolgreich aber dieſe Anerkennung ſei, zeigte ſogleich ein Beiſpiel; denn eine junge Dame aus unſerm nähern Freundeskreiſe, Fräulein Natalie Rothkirch, jetzt Gräfin Beckers, die mit uns in der Loge war, hörte neben an ein Frauenzimmer ausrufen: Ah! elle a bien raison!

Das Stück, das denn wirklich nur ein Gelegenheitsſtück war, wurde auch nur ein paar Mal gegeben; dagegen erhielt ſich „Heinrich von Hohenſtaufen“ einige Zeit auf dem Theater und wurde, nachdem er ganz vergeſſen ſchien, nach zehn Jahren ungefähr noch einmal an der Wien gegeben.

Noch ein kleines Stück in drei Akten, deſſen Stoff aus einem Roman der Madame Cottin: Amélie Mansfield, genommen war, deren Mathilde ich ebenfalls den Stoff zur gleichnamigen Oper entnommen hatte, arbeitete ich in jener fruchtbaren Zeit aus, und endlich wagte ich mich noch einmal an ein größeres Stück, ein Schauſpiel: Ferdinand der Zweite, aus unſerer vaterländiſchen Geſchichte. Ich war wohl mit dem „Anathema,“ möchte ich ſagen, bekannt, das ſeit der Reformationszeit auf dieſem hiſtoriſchen Cha-

rakter ruht; seit dem nämlich als die uns in mancher Hinsicht vorausgeeilten Protestanten sich der Geschichtschreibung bemächtigt, und den ihrigen so gut wie uns Katholiken, die Begebenheiten und Charaktere jener Epoche in dem Lichte und der Färbung, in denen sie (die Protestanten) dieselben betrachteten, überliefert haben. Seitdem haben auch wir Katholiken uns gewöhnt, Luther, den Papst, Gustav Adolph und Ferdinand II. ganz so zu beurtheilen, wie ihn jene beurtheilen mußten und noch müssen, wie sie aber gewiß nicht in dem Maße von Höhe und Tiefe wirklich waren. Es ist keinem Menschen übel zu nehmen, wenn er in seinen Ansichten die Farbe seines Vaterlandes, seines Glaubens, seines politischen Bekenntnisses trägt, ja eine völlige Unparteilichkeit, wenn sie möglich wäre, würde nur einen gänzlichen Mangel an Gemüth voraussetzen. Nur das glaube ich, dürfte die Billigkeit fordern, daß das Gemälde auch durch Jemand von der Gegenpartei, von der entgegengesetzten Seite beleuchtet, und so ein Gleichgewicht hergestellt werden möchte. Seit 200 Jahren wird Ferdinand II., seine Intoleranz, seine Härte gegen die böhmischen Aufrührer und gegen seine protestantischen Unterthanen, denen er nur zwischen Abfall von ihrem Glaubensbekenntnisse oder Auswanderung die Wahl ließ, mit den abschreckendsten Farben geschildert. — Wohl großentheils mit Recht; aber über dieselbe Härte und Intoleranz, welche von akatholischen Fürsten, sowohl gegen Katholiken als gegen die Anhänger

derjenigen unter den beiden neuen Lehren, zu der ſich jene Fürſten nicht ſelbſt bekannten, geübt wurde, wird großentheils geſchwiegen. So wiſſen vielleicht nur Wenige, daß, während unſer Ferdinand II. die Proteſtanten aus allen ſeinen Staaten vertrieb und ihnen nur um ihre Vermögensumſtände zu ordnen, in dieſelben zurückzukehren erlaubte, in Schweden alle Katholiken verbannt, und ihnen bei Todesſtrafe jede auch nur zeitweiſe Rückkehr in ihr Vaterland verboten war. Erſt vor ein paar Jahren hat die „öſterreichiſche Zeitſchrift“ (herausgegeben von Kaltenbaeck) einige Bruchſtücke, theils Briefe, theils Berichte aus jener Zeit geliefert, welche zwar Ferdinand's II. Benehmen weder rechtfertigen, noch entſchuldigen, aber zeigen, daß die akatholiſchen Fürſten ſich theilweiſe dasſelbe und noch Ärgeres gegen ihre anders glaubenden Unterthanen erlaubt haben. Das hören nun freilich die Proteſtanten nicht gern, ſie ſind wohl der Meinung, man ſollte ſo verjährten Streit lieber ruhen, oder Alles mit dem Mantel der Liebe bedecket laſſen. Mir aber erſcheint dies wie Parteigeiſt, ſo lange noch Ferdinand II. und überhaupt die ſtrengkatholiſchen Fürſten jener Zeit und ihre Maßregeln allein von den Geſchichtſchreibern in das grellſte Licht geſtellt, und ſomit alle Gehäſſigkeit auf ſie wie in einem Brennpunkte verſammelt wird.

Ehe ich indeß manche dieſer Daten geſammelt, hatte ich mir ſelbſt aus dem, was ich über jene Zeit ge-

leſen und gedacht, ein Bild von Ferdinand's II. Charakter und Handlungsweiſe zuſammengeſetzt, das ihn, freilich nicht liebenswürdig, aber doch in vieler Rückſicht achtungswerth darſtellte. Ich hatte ſeine Erziehung in dem ſtreng katholiſchen Baiern, unter der Leitung der Jeſuiten, ſeine Jugendfreundſchaft für Maximilian von Baiern, ſeine Stellung in der damals heftig bewegten Welt, zwiſchen Reichsfürſten, die mit heißem Eifer entweder für oder gegen den Glauben kämpften, den er bekannte, zwiſchen mißvergnügten Ständen, die gern unter dem Vorwande der Religion, größere Macht an ſich geriſſen hätten, und zwiſchen aufrühreriſchen Unterthanen beherzigt, und gefunden, daß man jene Zeit überhaupt, nicht bloß durch ein proteſtantiſches Glas betrachten, daß man beſonders einen Fürſten des 17. Jahrhunderts in Rückſicht ſeiner Aufklärung nicht nach dem Maßſtabe des 19. beurtheilen, und dem, der nun einmal mit ganzer Seele glaubt, ſeine Religion ſei die allein ſelig machende, die Begierde andere, ja alle Menſchen dazu zu bekehren, und wenn es nöthig wäre, dazu zu zwingen, nicht als eigentliche Grauſamkeit auslegen könne. Schiller ſelbſt, deſſen ſehr eifriger Proteſtantismus deutlich aus jedem Blatt ſeiner Geſchichten des 30jährigen Krieges und des Abfalles der Niederlande ſpricht, läßt dem im Grunde menſchlichen und rechtlichen Charakter dieſes Fürſten Gerechtigkeit widerfahren. Arndt ſpricht in einer ſeiner Schriften mit Achtung von ihm, und ſo ent-

warf ich denn nach jenen Beobachtungen und dieſen Autoritäten den Plan zu einem Stücke, deſſen Inhalt mir eben ſo patriotiſch, als für Bühneneffekt geeignet ſchien.

Schon in meiner Kindheit hatte ich von meiner Tante, die ſehr gern und ſehr angenehm erzählte, die Geſchichte von jener an's Wunderbare ſtreifenden Befreiung Ferdinand's II. aus der Hand ſeiner aufrühreriſchen Unterthanen, im letzten Augenblick der dringendſten Noth gehört, wie ſchon ein großer Theil der Bewohner Öſterreichs und ſelbſt der Reſidenzſtadt bereits der neuen Lehre gehuldigt, wie Graf Mathias Thurn mit dem Heere der böhmiſchen Aufrührer vor der Stadt lagerte, und nun ermuthigt durch dieſe Hilfe, die Häupter der mißvergnügten Stände von Öſterreich, Steiermark und Kärnthen in das Zimmer des Kaiſers drangen, um ihn zur Unterſchrift der Artikel zu bewegen oder — zu zwingen, die der neuen Lehre Duldung, aber auch ihnen größere Rechte und Freiheiten ſichern ſollten, wie der kühne Thonradl von Ebergaſſing den Kaiſer beim Knopfe ſeines Wammſes faßte und ihm zuherrſchte: Nun Ferdinandl wirſt du unterſchreiben? — und wie in dieſem Augenblick auf dem Burghof die Trompeten des Dampierre'ſchen Regiments erſchollen, das von Niemand bemerkt, unter Anführung ſeines Oberſten, Grafen von St. Hilaire, den Viele und auch meine Tante Santalier nannten, auf der Donau von Krems herab gekommen, durch's Arſenal in die Stadt

marſchirt war, und gerade im entſcheidenden Augenblick zur Rettung des hartbedrängten Monarchen erſchien. Dieſes merkwürdige Ereigniß, verbunden mit der ebenfalls zu jener Zeit noch in Vieler Andenken lebenden Legende von dem wunderthätigen Kreuzbild, welches dem in ſeiner höchſten Bedrängniß vor ihm betenden Kaiſer ſoll geſagt haben: **Ferdinande non te deseram** — hatte ich nun oft und ſtäts mit frommer Freude über eine offenbare Gebetserhörung erzählen gehört, möge nun das Crucifix wirklich geſprochen, oder nur der im Gebet mit Gott vereinigte Kaiſer dieſe tröſtende Stimme in ſeinem Innern gehört haben, wie denn der eben ſo gelehrte als fromme Fénélon, ſehr oft von dieſer Stimme Gottes in uns ſpricht, die man aber nur hört, wenn die Kreaturen um uns ſchweigen und wir uns ganz in Gottes Nähe fühlen. Mancher einzelne Zug in den Umſtänden der Begebenheit ſowohl als in des Kaiſers Charakter erlaubte mir Anſpielungen auf unſere damalige Zeit, wo auch Öſterreich aus großer Bedrängniß durch Gottes Fügung war gerettet worden und auf unſern Kaiſer Franz, und ſo entſtand denn dies Schauſpiel und ich hoffte es aufführen zu ſehen.

Indeſſen waren der Kongreß hier in Wien, die Feſte, die ihn begleiteten und das raſchbewegte Leben, das er mit ſich brachte, ihren Gang fortgegangen. Es kamen viele und mitunter ſehr ſchätzbare oder merkwürdige Fremde in unſer Haus, und unſere Geſellſchaftsabende an Dinstagen und Donnerstagen waren ſehr beſucht.

Unter den Bedeutenderen nenne ich vor Allen den Grafen Heinrich von Stollberg-Wernigerode, der nicht allein durch ſeinen Rang, ſondern vielmehr noch durch die gediegene Bildung ſeines Geiſtes, wie durch ein edles, eben ſo anſtandsvolles als herzliches Benehmen uns Allen ungemein werth geworden war. Daß auch er ſich durch Achtung und Wohlwollen an unſer Haus gezogen fühlte, bewies die Treue, mit der er nicht allein keinen der Abende verſäumte, an denen meine Mutter und ich Geſellſchaft empfingen, ſondern ſehr oft noch an den Sonntags-Abenden, wann ſich nur wenige und nur die nähern Freunde verſammelten, zu uns kam. Unſer alter geſchätzter Freund, Hofrath Büel, hatte uns dieſen vorzüglichen Mann zugeführt, mit dem er ſchon früher in Norddeutſchland bekannt geworden war und Freundſchaft geſchloſſen hatte. Noch bewahre ich als Andenken vom Grafen ein einfaches aber geſchmackvolles Theeſervice von Wedgewood, das ich in einem kleinen Gedicht gefeiert habe, welches unſer aller wehmüthige Erinnerung an die mit ihm zugebrachten Abende ſchilderte, und ſein Porträt, das er mir viele Jahre darnach aus Marienbad zuſandte, und das ſeine gehörige Stelle unter den Porträten werther Freunde in meinem Beſuchzimmer einnimmt.

Graf Stollberg gehörte mit Fürſtenberg, Yſenburg und vielen Andern zu jenen Reichsfürſten, die durch den Kongreß ihre Reichsunmittelbarkeit verlieren, und künftig unter der Landeshoheit größerer deut-

ſcher Monarchen ſtehen ſollten. Natürlicherweiſe ertrugen ſie das ungern und waren hauptſächlich dieſer drohenden Unterordnung wegen beim Kongreß anweſend. Alle verſammelten ſie ſich in dem Hauſe der eben ſo achtungswerthen als geiſtreichen Fürſtin von Fürſtenberg-Doneſchingen, die ſich an ihre Spitze ſtellte, und wie man ſagt, ſehr muthig und beſonnen das Wort für ſie führte. Auch dieſe Frau lernte ich näher kennen, wurde von ihr beſucht und beſuchte ſie wieder. Ich zähle noch mehrere dieſer Großen, die damals unſer Haus beſuchten, nur mit ihren Namen auf, weil ſie mir, mancher perſönlichen Liebenswürdigkeit ungeachtet, ſonſt eben durch nichts bedeutender wurden: wie den Fürſten von Lippe-Schaumburg und ſeine Schweſter, den Grafen und die Gräfin Münſter, die Baronin Münchhauſen, die Fürſtin Yſenburg und einige Andere. Bedeutend in anderer Hinſicht waren mir General La Harpe, der vor nicht langem in der Schweiz ſtarb, Herr Bertuch aus Weimar, Baron Cotta (der Vater), Oberſt Hövel, vom Hofe des Fürſten von Hohenlohe, Herr v. Rengger aus Aarau, Major von Kronenthal, Schwiegerſohn des Schriftſtellers Herrn Ewald, von dem er mir Briefe brachte, Dr. Weiſſenbach aus Salzburg u. ſ. w.

Es verſteht ſich, daß es nicht an Feſten aller Art fehlte, um den höchſten und hohen Gäſten angenehme Zeitkürzung zu bieten, und zugleich ihnen eine glänzende Vorſtellung von dem Reichthum und Geſchmack des

hieſigen Hofes, wie von der Lebensweiſe der Reſidenz überhaupt zu geben. Im Theater gab es allerlei eigends für dieſe Zeit gedichtete Stücke, prächtige Ballete, unter denen eines: „Nina pazza per amore,“ durch das unübertreffliche Spiel der Mad. Bigottini wirklich einen hohen Genuß gewährte. Die pſychologiſch richtige Art, mit der dieſe Künſtlerin den Beginn des Wahnſinns bei Anhörung der Nachricht vom Tode ihres Geliebten, ſo wie das Erwachen aus dieſem Zuſtande beim Wiederſehen des Todtgeglaubten darſtellte, wird Jedem, der es ſah, unvergeßlich bleiben. Der Muſikverein, bei welchem meine Tochter und ich im Chor mit ſangen, ſtudierte das Oratorium „Samſon“ von Händl ein, und die Proben gingen ſehr gut, ſo daß bei der Generalprobe uns lauter Beifall der ziemlich zahlreich anweſenden Zuhörer lohnte. Leider fiel dieſer und mit ihm alle Freude und Begeiſterung des mehr als 600 Perſonen ſtarken Orcheſters bei der Aufführung aus dem einzigen Umſtande weg, weil eben dieſe Aufführung ein glänzendes Feſt ſeyn ſollte, gegeben dem Hofe und allen ſeinen erlauchten Gäſten. Man hatte die Theilnehmer des Orcheſters erſucht, in Putz zu erſcheinen und zwar die Damen in weißen Kleidern, wo möglich von Seide, und wer Schmuck beſaß, ſollte ihn anlegen, die Herren im ſchwarzen Frack und Claquehüten. So erſchienen wir auch im herrlich weiß mit Silber dekorirten und auf's blendendſte erleuchteten Saal der k. k. Reitſchule, der überhaupt in dieſem Winter gewöhnlich zu

den Festen verwendet wurde, wozu er sich seiner Größe und Architektur wegen wohl schickte, und wenn es nöthig war, sich mit den Redoutensälen in leichte Verbindung bringen ließ.

Der Saal war schon ziemlich gefüllt, und das Instrumental-Orchester bereits an seinem Platz, als das Chor der Sänger und Sängerinnen die Stufen von der Gallerie herab in gemessenen Reihen schritt, alle Frauen in weißen, alle Männer in schwarzen zierlichen Anzügen. Sopran und Alto machten den Anfang. Sie schritten neben einander — zwei Damen hoch könnte man sagen — und bei den Bänken angelangt, die ihnen angewiesen waren, wandte sich der Sopran rechts, der Alt links und nahm seine Plätze ein. Ihnen folgten die schwarz gekleideten Herren und theilten sich eben so in Tenor und Baß. Es soll, wie man uns später erzählte, sehr gut ausgesehen haben. Als alles placirt war, ließ der Hof nicht lange warten. Die ganze glänzende Versammlung so vieler regierender Häupter erschien in den für sie prächtig dekorirten Logen, das Orchester erhub sich von seinen Sitzen, ein dreimaliger Beifallssturm brach los durch den ganzen von Menschen gefüllten Saal, es war wieder ein recht erhebender Moment, aber er machte das Unglück unseres armen Oratoriums. Da der Hof mit Klatschen war empfangen worden, durfte dieses Beifallszeichen für Niemand und für nichts Anders mehr gebraucht werden, und so gingen denn die schönsten Tonstücke unbeklatscht, und wie es

ſchien ungewürdigt vorüber. Es verbreitete dieſe ſcheinbare Nichtbeachtung eine erkältende Atmoſphäre über die Künſtler. — Luſt und Eifer ließen nach, und ich, die als ein Mitglied des Chores freilich auf keinen perſönlichen Beifall hatte rechnen können, fühlte dennoch mit den Übrigen das Entmuthigende, das in dieſer gänzlichen Stille und ſcheinbaren Theilnahmsloſigkeit des Publikums lag. Dieſe Bemerkung machte es mir begreiflich, welchen unendlichen Werth der Beifall des Publikums für den Schauſpieler haben, und wie ſelbſt deſſen Leiſtungen dadurch geſteigert werden müſſen. Wahr iſt es zwar auch, daß der Text und Gegenſtand unſers Oratoriums, trotz aller Gediegenheit der Kompoſition und des tiefen Ausdruckes der einzelnen Tonſtücke, ſich nicht recht für eine feſtliche Gelegenheit paßte. Es war der Tod Samſon's — dieſer aufopfernde Tod, der von Vaterlandsliebe und Rachegefühl herbeigeführt, ſeine Feinde mit ſich ſelbſt zugleich zu Grunde richten wollte, und der letzte wunderſchöne Trauerchor: „Pflücket Lorbeern, Blumen pflückt, ſtreut ſie auf des Helden Grab,“ konnte nicht anders als einen höchſt ernſten feierlichen Eindruck zurücklaſſen, und ſo war es mitunter auch wohl die Wahl dieſes Oratoriums ſelbſt, was ſeinem Zwecke, Freude und Heiterkeit zu verbreiten, hinderlich war. Auch ſagte mir Pichler, als wir nach geendigter Muſik nach Hauſe gingen: „Wenn ihr einmal an einem Charfreitag etwas aufführen wolltet, ſo könntet ihr dieſen Sam-

son wählen," und ich mußte gestehn, daß er nicht Unrecht habe.

Die glänzendsten Feste schienen mir stets jene, bei welchen das gar so schöne Locale des Reitschulsaales in Anspruch genommen wurde, z. B. jene **Bals parés**, bei welchen die Räume dieses und der beiden Redoutensäle so wie der dazu gehörigen Zimmer, kaum für die geladene Menge hinreichte, und der Hof nebst allen seinen hohen und niedern fürstlichen Gästen, im größten Staat, durch die ehrerbietig weichende und ebenfalls glänzend geputzte Versammlung in einer Polonaise daher schritt, der Kaiser von Rußland unsre Kaiserin, unser Kaiser die russische Kaiserin führend, dann die Könige von Preußen, Dänemark, Würtemberg, Baiern u. s. w. nebst zahllosen Großfürsten, Herzogen, Prinzen u. s. w. Unstreitig waren Figur, Anstand, Haltung und sogar auch die Jahre viel vortheilhafter bei den beiden mächtigsten Monarchen, die unserm Kaiser damals am nächsten zur Seite standen, und auch mit ihm die Hauptpersonen des großen geschichtlichen Dramas waren, das sich damals vor den Augen der bewundernden Mitwelt entrollte. Dennoch fühlten nicht bloß wir Österreicher, sondern auch die Fremden gestanden es zu, daß in der schmächtigern Person, in der einfachern Haltung unsers Kaisers eine Art von fürstlicher, ja wahrhaft kaiserlicher Würde mit väterlichem Wohlwollen vereint,

ſich zeigte, welche ihn in einem geziemendern Licht als ſeine beiden jüngern wohlgebildeten Gefährten erſcheinen ließ, woron der Eine, Kaiſer Alexander, zu viel vom modernen Elegant, der Andre, Friedrich Wilhelm von Preußen, zu viel von ſteifer Soldatenhaltung hatte.

Da, nachdem die deutſche Freiheit wieder erkämpft, das Fremdenjoch gebrochen war, in Vielen die Hoffnung lebte, Alles oder doch das Meiſte im Vaterland wieder in die alte Ordnung zurückkehren zu ſehen, und da um jene Zeit die ſchon früher durch die Bemühungen der Gebrüder Schlegel und Tieck's, der Brüder Grimm, Hagen's, La Motte Fouqué's, u. ſ. w. erregte Liebe fürs romantiſche Mittelalter und ſeine Sitten ſehr weit und tief in Deutſchland um ſich gegriffen hatte: ſo war es ganz natürlich, daß auch die deutſche Tracht, und eigentlich eine Nationaltracht, die uns von dem gefährlichen Einfluß der franzöſiſchen Moden losgemacht hätte, zur Sprache kam, und für Viele ein Lieblingsgedanke wurde. Im Carneval wurde ein Carouſſel im Reitſchulſale gehalten, wobei Cavaliere und Damen in prächtigen Coſtümen des Mittelalters erſchienen und jene Gedanken noch mehr belebten. Die damalige Männertracht wurde im Vergleich mit den Anzügen der frühern Jahrhunderte übel kleidend und vor Allem höchſt unmaleriſch befunden, und der Wunſch ſie nach jenen ſchönern

Muſtern, ſo wie auch die Frauentracht umzubilden, lebte in vielen Gemüthern auf und bildete ſich auch in dem Meinen mit Liebe aus. Ich ſchrieb einen Aufſatz über Deutſche Frauentracht, dem Herr Bertuch einen Platz in ſeinem damals ſehr beliebten Modejournal einräumte, und überdieß hatte ich mir vorgenommen, auf einer Redoute, wo alle hohen Herrſchaften gegenwärtig ſeyn würden, mit meiner Tochter in ſolcher mittelalterlichen Tracht maskirt zu erſcheinen und ein Gedicht auszutheilen, das ich zu dieſem Behuf gedichtet und das die Ermahnung unſrer Ahnfrauen ſeyn ſollte, welche mit Verwunderung jenes Carouſſel geſchaut, und ihre Enkelinnen aufforderten, ſich deutſch zu kleiden. Das Gedicht begann ſo:

Lautlos und ruhig haben wir geſchlafen,
Dreihundert Jahr' in unſrer Ahnen Gruft,
Als plötzlich Fackelſchein und Glanz der Waffen,
Und Cymbelnklang uns aus dem Schlummer ruft.
Die Neugier treibt uns an uns aufzuraffen,
Uns umzuſchauen in der freien Luft.
Da ſehn wir wundernd fürſtliche Geſtalten
Ein Ritterſpiel nach unſrer Weiſe halten.
— — — — — —
— — — — — —
O holde Tracht! Bild guter, frommer Zeiten!
Wir grüßen dich mit freudigem Gefühl!
Ein ſchön'res Daſein kann ſich jetzt bereiten,
Wir hoffen ſchon von deinem Anblick viel.

Doch ſiegreich mußt du erſt ins Leben ſchreiten
Nicht dienend bloß zu Mummerei und Spiel.
Die Deutſche muß im deutſchen Kleide prangen,
Nicht mehr vom Ausland das Geſetz empfangen.
Das ſollen unſre Fürſtinnen uns geben,
Mit hohem Sinn für deutſchen Frauenſtand.
Sie, die als Vorbild längſt ſchon vor uns ſchweben,
Geliebt, verehrt in dem beglückten Land.
Nicht Modethorheit nur iſt unſer Streben,
Mit mancher ſtillen Tugend iſt's verwandt.
Es kehrt ein beß'rer Geiſt und frömm're Sitte
Vielleicht mit dieſer Tracht in unſ're Mitte.

Das war unſer Vorſatz, aber wie es mir denn in jener Zeit öfters erging, den Tag vor der Redoute bekam ich wieder Migraine und Kopfweh und an den Ball war nicht zu denken. Die Verſe aber erſchienen in einer Zeitſchrift.

So waren wir denn alle recht fröhlich und guter Dinge und ich hatte beabſichtigt, einen kleinen Ball zu veranſtalten und bereits Viele meiner Bekannten dazu geladen, als ein durchaus nicht vorzuſehender Fall ſich ereignete, von dem ich mit Schiller ſagen konnte:

Wie wenn auf einmal in die Kreiſe
Der Freude mit Gigantenſchritt,
Geheimnißvoll nach Geiſterweiſe
Ein ungeheures Schickſal tritt.

Meine Mutter war bisher, trotz ihrer hohen Jahre — sie zählte 75 — sehr gesund und an Körper und Geist außerordentlich kräftig gewesen. Nur ihre Augen waren seit langer Zeit schon so schwach, daß sie allem Lesen und Schreiben entsagen und ich für sie das Amt eines Secretärs und Vorlesers hatte übernehmen müssen. Dieß kostete mich viele Zeit, und wenn ich in früheren Jahren oft mit Betrübniß daran gedacht hatte, warum mir denn Gott nur ein einziges Kind geschenkt? so konnte ich mich später damit trösten, daß ich unmöglich die Sorge und Pflege für mehrere Kinder mit dem was ich meiner Mutter zu leisten hatte, vereinbaren hätte können.

Um jene Zeit nun, im Jänner 1815, befand sie sich noch sehr wohl, und erfreute sich des bewegten Lebens um sie herum, nur ein ganz unbedenklicher Husten, der sie seit einigen Tagen befallen hatte, störte sie bisweilen im Reden und in der Nachtruhe. Wir hatten ein Buch bekommen, das von magnetischen Kuren und Erscheinungen des Somnambulismus handelte. Wunderbare Krankheitsgeschichten waren darin nicht bloß erzählt, sondern mit Zeugnissen von berühmten und glaubwürdigen Männern, Ärzten u. a. belegt und bestätigt. Meine Mutter, die überhaupt sich sehr auf die realistische Seite neigte, verwies das Alles, so wie das Meiste, was sich nicht den Sinnen klar beweisen läßt, ins Reich der Träume. Mich hatten manche Erfahrungen ebenfalls sehr argwöhnisch gegen solche

magnetiſche Wunderkuren und Erſcheinungen gemacht, jedoch dünkte es mich, man könnte ſolche Autoritäten, wie das Buch ſie anführte, ohne zu große Anmaßung, nicht als ganz unſtatthaft verwerfen; daher las ich meiner Mutter das Buch vor, und wir theilten uns unſre Gedanken und Bemerkungen darüber mit. Je weiter wir laſen, je mehr reizten die wunderbaren, und wirklich oft aller ruhigen Beurtheilung und Erfahrung ſpottenden Erſcheinungen in dieſen Krankheitsgeſchichten meiner Mutter überhaupt nur zu leicht beweglichen Zorn. Sie ereiferte ſich, ſie ſprach heftig, und obwohl ich ihr Recht gab, und durch keinerlei Widerſpruch ihren Eifer erhöhete, womit ſie ſich gegen dieſe Träumereien, wie ſie ihr ſchienen, ausſprach, gerieth ſie doch, eben durch jenes heftige Sprechen in ein wirklich erſchreckendes Huſten, ſo daß ich ſie bat, für jetzt lieber mit ihren gewiß richtigen Bemerkungen inne zu halten, und mich nur ruhig weiter leſen zu laſſen. Das geſchah denn auch — der Huſten ſtillte ſich wieder, und der Tag verging wie jeder andre ſtill und ruhig. Abends — es war ein Dienſtag, und daher kamen ziemlich viele Beſuche — erwähnte meine Mutter gegen einen jungen Arzt, Dr. Pohl, der in unſrer Nachbarſchaft wohnte und unſer Haus faſt täglich beſuchte, des Buch's vom thieriſchen Magnetismus, das ihr den Morgen ſo viel Ärger verurſacht hatte. Auch Dr. Pohl war großentheils, obgleich nicht ſo unumſchränkt als ſie es vielleicht gewünſcht hatte, ihrer Meinung. Der Gegen-

ſtand wurde nochmals mit großem Eifer und mit aller der Heftigkeit erörtert, welche, wie ich oft bemerkt habe, gerade diejenigen Menſchen in ihre Debatten legen, welche die Sache des kühlen Verſtandes gegen Schwärmerei, Begeiſterung, Aberglauben u. ſ. w. zu führen meinen, was ich Intoleranz der Vernunft nennen möchte, die oft unnachſichtiger als der Enthuſiasmus ſelbſt iſt. Abermals reizte die Heftigkeit des Sprechens den Huſten auf, und abermals war meine Mutter gezwungen das Geſpräch abzubrechen. Glücklicher Weiſe trat ein junger Offizier ein, der Sohn meiner verehrten Freundin, den der Frieden und der Kongreß ebenfalls nach Wien zurückgeführt hatte, und bot der Geſellſchaft einen Gegenſtand angenehmer Unterhaltung, indem er ſehr hübſche, in zierliche Verſe gekleidete Räthſel vorlas, die jeder ſich zu errathen beſtrebte, aber nur Wenige trafen, indeß meine Mutter mit ihrem gewohnten Scharfſinn alle leicht löſete. Es iſt dieß an ſich ein unwichtiger Umſtand, aber ich führe ihn nur an, um zu zeigen, wie geiſtig kräftig meine gute Mutter ſich damals befand, und wie fern wir Alle davon waren, zu ahnen, was zwei Stunden darnach ſich zutragen ſollte.

Die Geſellſchaft verließ uns um die gebräuchliche Zeit. Meine Mutter war noch aufmerkſam auf kleine Vorbereitungen zum Nachtmahl, welches Dr. Pohl und mein Schwager Carl Kurländer, der bei uns lebte, gewöhnlich mit uns einnahmen. Fröhlich ſetzten wir uns Alle um den Tiſch; — da ließ meine Mutter

den Löffel fallen, Pichler befahl seiner Tochter ihn aufzuheben; mit Erstaunen sahen wir, daß meine Mutter, die sonst freundlich für jede kleine Leistung zu danken pflegte, dieß geschehen ließ ohne sich zu regen — allmählig sank ihr Kopf tiefer — wir blickten sie erschrocken an — es hatte sie der Schlag gerührt! —

Wie mir in diesem Augenblicke war, kann ich nicht beschreiben. Es war der erste solche Fall; ich sollte noch einen zweiten erleben, der in vieler Hinsicht noch schmerzlicher, aber weil nicht so unvorbereitet, doch minder erschütternd war. Wir trugen die Mutter auf das nächste Bette. Sie gab kein Lebenszeichen, die rechte Seite war gelähmt, Dr. Pohl äußerte sich sogleich sehr bedenklich. Zwei nahe Ärzte, die gerufen wurden — der eine von ihnen Dr. Ruft (später Präsident in Berlin), an den mich unser gewöhnlicher Arzt und alter Freund, Baron Türkheim wenden hieß, da er selbst unwohl war — erklärten dasselbe, was Dr. Pohl angedeutet hatte, daß hier nichts zu hoffen sei. Doch versuchten wir Einreibungen, Ziehpflaster, Arzneien. Das einzige Zeichen wiederkehrenden, obwohl nur dumpfen Bewußtseins, war der Widerwille, mit dem meine Mutter Alles von sich stieß, was man ihr geben oder anbringen wollte. Sprechen konnte sie gar nicht, und ihre Sehorgane, welche sonst durch jedes hellere Licht beleidigt worden waren, vertrugen jetzt ohne zu zucken den Schein der Kerzen, die man ihr bei der Hülfeleistung ganz nahe brin-

gen mußte. Späterhin — als der erſte Tumult vorüber war — legte ich mich in meiner Trauer um ſie, zu ihr aufs Bett, und ſie umſchloß mich mit ihrem linken Arm und drückte mich innig an ſich. Das war das einzige Zeichen von hellerm Bewußtſein — der Abſchied zwiſchen Mutter und Kind — für dieſes Leben! Dort find' ich ſie wieder.

Die Nacht verging wie man es denken kann. Am andern Morgen kam Baron Türkheim ſogleich, aber ſein Ausſpruch lautete eben ſo troſtlos: Hier iſt nichts mehr zu thun! Nun wünſchten wir, daß ihr die Sterbeſacramente möchten gereicht werden können. An ein Beichten und Communiciren war nicht zu denken, aber die letzte Ölung konnte ihr gegeben werden, und ſo ging mein guter Pichler eilig zu ſeinem Bruder, dem Pfarrer auf der Laimgrube, meldete es in unſrer Pfarre, daß ein Fremder die geiſtliche Ceremonie verrichten werde, und wir konnten nur zu ſehr aus der gänzlichen Apathie, mit der meine Mutter Alles geſchehen ließ, und gar nicht über die Anweſenheit meines Schwagers befremdet ſchien, ſchließen, wie vollkommen gelähmt auch ihre Geiſteskräfte ſeyn mußten.

So vergingen noch zwei ängſtliche traurige Tage. Nicht genug danken konnte ich es meinen Freundinnen, die in dieſer trüben Zeit mir redlich beiſtanden, und einigen jungen Ärzten, die damals unſer Haus beſuchten, und meine ſterbende Mutter bei Tag und Nacht

nicht verließen. Am 21. Jänner endlich Abends um eilf Uhr verließ ihr Geiſt ſeine unbrauchbar gewordene Hülle, oder ſchien ſie wenigſtens verlaſſen zu haben. In derſelben Nacht aber war es mir plötzlich, als lege ſich etwas Weiches, Warmes dicht an mich, und drücke ſich feſt mir an Hals und Bruſt. Mir war dabei ſehr wohl und doch ſchauerlich zu Muthe. Ich erwachte — es war gegen drei Uhr, und mein erſter Gedanke rief mir jenen Augenblick zurück, wo meine Mutter mich vor drei Tagen zum Letztenmale an ſich gedrückt hatte. Fern davon, etwas behaupten zu wollen, was nur auf ungewiſſen Muthmaßungen und Möglichkeiten beruht, gibt es mir doch einigen Troſt, daß Niemand mir beweiſen kann, es ſei nicht möglich, daß der Geiſt meiner Mutter, der vielleicht damals als die Ärzte ſie für todt erklärten, ihren Körper noch nicht wirklich verlaſſen hatte, erſt dann entſchwebt ſei, und der Tochter ein nochmaliges Zeichen ihrer Liebe habe geben wollen.

So hatte ich denn beide Ältern ſterben geſehen, und Gott, der überhaupt ſo lange ich denken kann, gütig für mich geſorgt, und mir die Laſt der auferlegten, dem Menſchen unausweichbaren Leiden nie hatte zu ſchwer werden laſſen, hatte es ſo gefügt, daß ich bei meines Vaters Tode bereits vermählt, in der Liebe meines Mannes und in meinem Kinde großen Troſt gefunden hatte, und jetzt ſtand mir dieſe ſchon erwachſene Tochter zur Seite, die, rein, liebenswürdig und viel-

versprechend herangeblüht, mir zu großer Hülfe und Unterstützung in jener trüben Epoche war.

Das Leichenbegängniß — das an die Stelle des projektirten Balles getreten war — war endlich auch vorüber. Ein paar Wochen vergingen, und obwol ich nicht in Gesellschaften ging, empfing ich doch wieder die Besuche meiner Freunde, aber durch lange Zeit ward in dem geselligen Kreise die Lücke gefühlt, die die Abwesenheit einer so geistreichen und in jeder Hinsicht verehrungswürdigen Frau in demselben gelassen hatte, und nur langsam fand sich Alles wieder in sein altes Geleise, bloß daß meine Gesundheit, die schon lange etwas gelitten hatte, durch die letzten Schrecken noch mehr erschüttert wurde, und es mehrere Monate dauerte, ehe ich mich ganz erholen konnte.

Die erste Theilnahme an den Vorgängen außer dem Hause ward mir hinsichtlich meines Stückes: „Ferdinand II.“ zugemuthet, das schon vor längerer Zeit bei der Direktion des Hofburgtheaters (welche damals Graf Ferdinand Palffy führte) eingereicht war. Nun sollte es dort zur Aufführung kommen; da zeigte es sich aber, daß Rücksichten für ein leicht zu reizendes, und zu schonendes Nationalgefühl die Aufführung dieses Stückes auf diesem Theater nicht wohl zulässig machten. — Lange darnach wurde es unter dem Titel: „Christian von Dänemark,“ und mit dem gemäß veränderten Lokal- und Personenbezeichnungen, Ein- oder höchstens zweimal auf dem Theater an der Wien aufge-

führt. In dieſer Geſtalt, entkleidet von ſeinem eigenthümlichen Koſtume, charakteriſtiſcher Individualität und vaterländiſchem Intereſſe war es aber ein wahres Unding. Ich ſah es mir gar nicht an; denn ich hätte mich nur geärgert.

Der Februar 1815 war vergangen. Mein Haus wurde nach wie vor von meinen hieſigen Bekannten und vielen Fremden beſucht, Alles ſchien geordnet, der Friede geſchloſſen; wir ſahen einer ruhigen Zukunft entgegen, als eben wieder ſo plötzlich wie damals in meinen Familienverhältniſſen, nun ein für das Allgemeine viel überraſchenderer und entmuthigender Schlag fiel und alle kaum beſchwichtigten Stürme erneuerte.

Es war ein Abend, an dem ich Geſellſchaft erwartete. Schon waren mehrere Damen und Herrn verſammelt, als Graf Stolberg mit einer Miene, die Verſtimmung und Mißmuth ausſprach, eintrat, ſich an ſeinen gewohnten Platz neben dem Sopha ſetzte, und wenig oder keinen Antheil an der Unterhaltung nahm. Während ein lebhafteres Geſpräch die übrige Geſellſchaft in Anſpruch nahm, flüſterte er mir leiſe zu: „Wiſſen Sie ſchon die Nachricht, die eben gekommen? Napoleon iſt von Elba entflohen, und der Krieg beginnt von Neuem.“ Noch ſprachen wir — ich halb ungläubig und zweifelnd darüber, weil ſolche Gerüchte manchmal doch nur Börſeſpekulationen oder dergleichen abſichtlich Verbreitetes ſind. Bald aber trat Major Kronenthal vom Badiſchen Hofe ein, er näherte ſich uns, und beſtätigte die ge-

fürchtete Kunde, die nun durch noch andere Eintretende erzählt und der ganzen Gesellschaft zu ihrem nicht geringen Schrecken mitgetheilt wurde. In diesem Augenblicke war ich beinahe froh durch den Gedanken, daß meine arme Mutter, die durch die Wechselfälle der langen Kriege so oft und so tief erschüttert worden war, die Katastrophe, von der sich damals nur Unglück fürchten ließ, nicht erlebt hatte.

Indessen, das Schlimme was wir gefürchtet hatten, und mit uns halb Europa, ging nicht in Erfüllung. Die verbündeten Armeen sammelten sich aufs Neue und rückten gegen Frankreich vor — die hundert Tage begannen, verliefen — die Schlacht von Waterloo wurde geschlagen, Alles kehrte in seine vorige Lage zurück, und das furchtbare Meteor, das über Europa's Horizont emporgestiegen war, versank in eine einsame Insel des weiten Oceans, um dort nach einigen Jahren, ohne fernere Einwirkung auf die erschütterte Welt zu verlöschen. Wunderbares Geschick! Fingerzeig der Vorsicht, die sich dieses gewaltigen Werkzeuges bedient hatte, um ihre Plane mit dem Menschengeschlecht auszuführen! Nun bedurfte sie seiner nicht mehr, und ließ sein Dasein spurlos enden, das durch mehrere Jahre der Leitstern, der Lebenspuls, das unumschränkte Gesetz Europa's gewesen war!

Um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen, habe ich einige Ereigniſſe übergangen, die in dieſelbe Zeit fielen, und eigentlich nicht in den Gang der Begebenheiten gehörten, die aber dennoch, beſonders das letzte, welches Einfluß auf mein inneres Leben hatte, einen Platz in dieſen Erinnerungen verdienen.

Eine ganz unerwartete und höchſt erfreuliche Erſcheinung war mir an einem Vormittag im Beginne des verfloſſenen Winters von 1814 — 1815 das plötzliche Eintreten eines lange entbehrten und ſehr werthen Freundes, des damals im königlich ſächſiſchen Finanzminiſterium angeſtellten Herrn Streckfuß, der, wie ſich die Leſer dieſer Blätter erinnern werden, in den Jahren 1805 und 1806 zu den nächſten Freunden unſers Hauſes und des kleinen Kreiſes, in dem wir lebten, gehört hatte. Die Auseinanderſetzungen, welche der Frieden in den Finanzen der betheiligten Länder nöthig gemacht hatte, waren die Veranlaſſung, welche unſern Freund im Gefolge eines ſächſiſchen Beamten, von Miltitz, wenn ich nicht irre, damals nach Wien führte. Unſere und des ganzen Freundekreiſes Freude war ſehr groß, nur leider war die Anweſenheit, die ſeine Geſchäfte ihm hier geſtatteten, viel zu kurz für unſere und wohl auch für ſeine Wünſche. Bald darauf trat er aus den Sächſiſchen in Preußiſche Dienſte, erhielt eine Anſtellung in Berlin, ebenfalls im Finanz-Departement, ſtieg mit mehreren Orden geſchmückt dort von Stufe zu Stufe, und lebt nun als Vater von vier wohlgerathe-

nen Kindern und seit Kurzem als Großvater in einer sehr bedeutenden Stellung, die er ganz allein seiner Geschicklichkeit, Redlichkeit und Anstrengung verdankt, und zu der er sich vom unbedeutenden Hofmeister in einem Privathause durch eigene Kraft aufgeschwungen hat. Auch hat er, trotz eines ganz ernsten und nüchternen Berufsfaches, nie seine frühere Beschäftigung mit den Musen auf die Seite gesetzt, und seine Übersetzungen der italienischen Klassiker, so wie manche eigenen Arbeiten, zeugen von der strengen Benützung seiner Zeit, so wie von seiner ausgezeichneten Geisteskraft.

Sonderbar ist es, daß, vielleicht zufälliger Weise, mir so viele Dichter bekannt sind, die im finanziellen oder Kameralfache ihre Berufsarbeit suchten und fanden. So sind nebst unserem verehrten Streckfuß in Berlin, hier die beiden unvergeßlichen Brüder Collin bei der hiesigen Hofkammer angestellt gewesen; so gehören jetzt zu dieser Stelle: Grillparzer, Bauernfeld, Baron Schlechta, Baron Nell und der zwar nicht als Dichter aber als Maler ausgezeichnete Herr von Habermann. Daß viele unserer bedeutenden Dichter Ärzte sind oder waren, wie Haller, Lenau, Frankl, Hornbostel, Feuchtersleben u. a. kann weniger befremden, da die Arzneikunde mit den Wissenschaften und der gesammten Literatur näher verwandt, und nach der Meinung der Alten, dem Schutze desselben Gottes, des Apollo untergeordnet ist.

Sehr passend reiht sich an diese Erwähnung aus der Dichterwelt die Erinnerung an den Sänger der Söhne des Thals und der Weihe der Kraft, den schwärmerischen aber gewiß achtbaren Werner an, der, als ich ihn 1807 kennen lernte, Kammersekretär in Warschau war. An einem frühern Orte habe ich auf den passenden Zeitpunkt verwiesen, um von seiner Erscheinung und Wirkung als Priester und Prediger zu sprechen. Dieser Zeitpunkt war nun im Jahr 1814 und 1815 gekommen. Als Katholik und Geistlicher war er nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren wieder nach Wien gekommen, hatte sich auf der Kanzel hören lassen, viel Aufsehen erregt und noch mehr Widerspruch gefunden. Endlich erfuhr ich, daß er (ich glaube es war im Herbste 1814) in einer benachbarten Vorstadtkirche predigen würde. Ich ging hin, ihn zu hören und fand im Bewunderns- und Tadelnswürdigen alles ganz so, wie verständige Freunde es mir schon geschildert hatten. Ergreifende Gedanken, erhabene Schilderungen, höchst poetische Anschauungen, wechselten auf das Grellste mit ganz nüchternen, für den Ort gar nicht passenden Bemerkungen, mit fast lächerlichen Details ab. So erwähnte er in eben jener Predigt (in der Kirche im Lichtenthal) der Zerstörung Jerusalems durch den Kaiser Titus — den nämlichen Kaiser Titus, fügte er erklärend hinzu, den ihr hier auf dem Theater in der Oper vorstellen seht. Späterhin, wo von der Unzulänglichkeit ein-

zelner guter Regungen oder verdienſtlicher Handlungen als einem Anſpruch auf ewige Belohnungen die Rede war, ſagte er: „Das wäre eben ſo, als wenn der Bettler, der im Evangelio ohne hochzeitliches Kleid erſchienen war, ſeine Lumpen mit koſtbaren Spitzenmanſchetten, die er angehabt, hätte rechtfertigen wollen.“

Viele, viele ſolcher grellen und durchaus unpaſſenden Bilder, Gedanken, Bemerkungen, enthielten ſeine Predigten, und beſonders liebte er es, die Tagesgeſchichte und ſeine eigene Perſon mit einzuflechten. Er hatte aber ungeheuren Zulauf, und ich war ebenfalls unter ſeinen fleißigen Zuhörerinnen, obwol meine Entfernung von der Stadt mir dies erſchwerte. Denn damals war ich, zwar nicht jung, aber rüſtig, kraftvoll und munter, und ein Gang von der Alſervorſtadt zu den Urſulinerinnen oder den Auguſtinern, bei denen er öfters predigte, das Warten und Stehen in der Kirche bis die Predigt anfing und während derſelben, und dann die Rückkehr zu Fuße waren mir wenig beſchwerlich.

Bei den Urſulinerinnen hörte ich ihn einſt des heil. Auguſtinus mit vieler begeiſterten Wärme erwähnen, und des Herzeleids, das dieſer nachmals ſo große Mann in ſeiner Jugend durch ein wüſtes Leben ſeiner Mutter gemacht hat. Werner ſchilderte dies mit lebhaften Farben, und ſchien tief ergriffen. Da klopfte ein mir unbekannter, aber ſehr anſtändig gekleideter Mann mich ſachte auf die Schulter, und ſagte: Das

iſt ſeine eigene Geſchichte; und ich hörte ſpäter, daß dieſer Unbekannte mir die Wahrheit geſagt habe.

Einer andern Predigt bei den Urſulinerinnen erinnere ich mich auch noch, wo er von den ſieben heiligen Sakramenten ſprach und ſie, nach dem Text des Tagsevangeliums von den fünf Broden und zwei Fiſchen, mit dieſen auf höchſt ſinnreiche Weiſe verglich. Fünf von dieſen heiligen Gnadenmitteln nämlich, ſagte er, ſind gleich dem Brode, eine Nahrung für Jedermann: die Taufe, Firmung, das Sakrament des Altars, die Buße und die letzte Öhlung; zwei davon ſind, wie die Fiſche, eine nicht Jedem gedeihliche Speiſe: die Ehe und Prieſterweihe. „Im Orient," fing er dann mit gehobener Stimme an, indem er ſich auf die Kanzel mit beiden Armen lehnend, ſich den Zuhörern gleichſam zu nähern und ihnen ſeine Rede recht ans Herz legen zu wollen ſchien — „Im Orient gibt es eine Frucht, die der heiße Sonnenſtrahl zu ſolcher Reife und Köſtlichkeit auskocht, daß ſie den Geſchmack und die Vorzüge aller übrigen Früchte in ſich vereinigt, dieß iſt die Ananas — und ſo iſt auch Eins der Sakramente, welches alle Gnaden der Übrigen in ſich ſchließt, und dies iſt das Sakrament des Altars."

Gar ſchön verglich er ein anderes Mal am Feſte Allerheiligen den Himmel mit einem herrlichen Blumengarten, in welchem die Roſen der Märtyrer, von ihrem heiligen Blut gefärbt, prangen; die Lilien der Jungfrauen blühen; die

heiligen Einsiedler wie bescheidene Veilchen sich verbergen, und endlich die Sonnenblumen der Patriarchen sich sehnsüchtig der kommenden Heilssonne zuneigten, noch ehe sie erschienen war.

Besonders merkwürdig war mir eine solche Predigt bei den Jesuiten „am Hofe.“ Ich war mit der Baronin Richler wie schon öfters hingegangen, um Werner zu hören. Es war im Advent über den Text jenes Evangeliums von den Predigten Johannis, welche Pharisäer und Sadducäer zu hören gingen, freilich nicht um sich zu erbauen, oder die Ermahnungen zu benützen. Mit nicht ganz bescheidener Hindeutung, wie mich dünkt, verglich er sich selbst dem heil. Johannes, indem er, unter den Sadducäern die Weltmenschen verstehend, sagte: sie seien in Johannis Predigten gegangen um sich zu desennuyiren und die Pharisäer (die Geistlichen nämlich) um zu sehen, wie er das Handwerk treibe. Bei dieser Stelle, so wie später bei einer andern, wo er von dem heil. Franz Xaver sagte, er sei in seiner Zeit der beste Tänzer in Paris gewesen; sah ich mehrere Personen und besonders einige junge Männer, die nicht weit von uns standen, lachen. Ich selbst fühlte mich nichts weniger als erbaut durch solche Stellen, und bei der von den Sadducäern stieß ich meine Gefährtin leise an, indem ich sagte: das gilt uns!

Und in derſelben Predigt, deren Beginn mir ſo wenig paſſend und des Gegenſtandes würdig vorgekommen war, erhob ſich derſelbe Mann zuletzt in wahrer begeiſterter Andacht, indem er von der göttlichen Langmuth ſprach, welche den Sünder lange erträgt, und oft an ſein Herz klopft, um ihn zur Sinnesänderung, zur Buße einzuladen. „Wird ſie ihn aber immerfort ermahnen? wird ſie gar nie aufhören an ſein Herz zu pochen? — Nein! Nein! rief er endlich mit donnernder Stimme: es kommt ein Tag, wann ſie den Sünder verläßt und ihn dem ewigen Verderben preis gibt.“ Hierauf ſchilderte er dies mit furchtbaren Farben; dann erhob er beide Hände gefaltet wie im brünſtigen Gebet, und rief: Ich will hoffen, ja ich will zu Gott hoffen, daß dies noch bei keinem der hier Anweſenden der Fall iſt u. ſ. w. — Der plötzliche Schwung den ſeine Rede bei dieſer Wendung des Ganzen nahm, die Energie mit der er von jenem: Nein! Nein! angefangen ſprach, riß alle Zuhörer unwillkürlich mit ſich fort, und ich ſah Thränen in den Augen derſelben jungen Leute, die im Anfange der Predigt gelacht hatten.

Von dieſem Geiſtlichen und ausgezeichneten Manne, und von Erinnerungen religiöſer Art iſt der Übergang zu einem verwandten Gegenſtande, nämlich zu der Einwirkung, welche, ungefähr um eben dieſe Zeit, von einem andern, ebenfalls dieſem Stande angehörigen

Manne auf mein Inneres und auf die Richtung meines Gemüthes geſchah, natürlich und paſſend.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß mein Gemüth von Kindheit an nicht unfromm geweſen, daß religiöſe Gedanken und Gefühle mich gern und oft beſchäftigten, und daß ich beſonders ſeit ich mehr von mir ſelbſt abhing, auch die äußern Gebräuche der Kirche, in welcher ich geboren und erzogen worden, gern mitmachte. Es war eine Zeit, da dies ſo ſorgfältig auch von mir nicht geſchah; es war jene Zeit des öffentlich zur Schau getragenen Unglaubens, als das Beiſpiel und die Grundſätze von Perſonen, die ſonſt die allgemeine Achtung im höchſten Grade verdienten, ſo wie eine falſche Schaam für beſchränkt oder gar für bigott zu gelten, mich dann und wann abhielt, die Ceremonien des katholiſchen Gottesdienſtes inſofern ſie in meine Willkür geſtellt waren, (denn die Meſſe am Sonntag verſäumte ich ſchon des Beiſpiels für meine Hausleute wegen niemals) mitzumachen. In meiner Ältern Haus kamen viele Leute, die entweder geradezu gar nichts glaubten, oder die, wenn ein wahrhaft religiöſes Gefühl in ihnen wohnte, durchaus alle geoffenbarten Wahrheiten verwarfen und eigentlich reine Deiſten waren. Es gab unter dieſen aber ſo manche höchſt verehrungswürdige und ſtreng-rechtliche Menſchen, daß ich ſehr natürlich zu der Anſicht gelangen mußte, man könne auch ohne poſitive Religion recht pflichtmäßig und würdig handeln. Hierzu geſellten ſich denn ſo viele Eindrücke,

die ich durch Umgang und Lektüre erhalten, und die mir das Prieſterthum, die Hierarchie, den furchtbaren Kampf dieſer letztern mit der weltlichen Macht als etwas anſehen machten, das nachtheilig auf die Menſchheit eingewirkt. Vieles trug dazu der Umſtand bei, daß in der Periode des Kaiſers Joſeph ſelbſt die Bücher, aus denen die Jugend ihren Unterricht empfing, großentheils von Proteſtanten verfaßt waren, welche überhaupt ſeit 300 Jahren, nämlich ſeit der Reformation, das große Wort in Deutſchland führten. So lernten wir Geſchichte aus Schröckh, Naturgeſchichte und Geographie aus Raff's Büchern, und ſehr wohl erinnere ich mich noch, daß ſchon damals meine patriotiſche Geſinnung ſich beleidigt fühlte, wenn bei Ortſchaften in Böhmen oder Sachſen, die durch irgend eine Schlacht zwiſchen Öſterreich und Preußen berühmt waren, die Siege der Preußen immer mit vollem Munde geprieſen, und die unſrigen nur kurzweg angezeigt wurden. Dies war im Grunde doch auch der Antagonismus der Reformation gegen die katholiſche Religion; denn Preußenthum und Lutherthum iſt ſo ziemlich Eins, und der König von Preußen wird eigentlich von den Proteſtanten als der Defenſor ihres Glaubens, ja als ihr Pabſt betrachtet!

So tief und innig auch mein religiöſes Gefühl ſchon ſeit meiner Kindheit geweſen: ſo hatte es doch oft Zeiten gegeben, in denen dies Gefühl durch wenige äußere Übungen, wie oben geſagt, unterſtützt und angefacht,

durch schädliche Lektüre erschüttert, durch Zweifel beunruhigt worden war. Mehr als einmal hatte sich dasselbe durch gnadenvolle Einwirkungen göttlicher Langmuth wieder zurecht gefunden, und nachdem die politischen und äußern Stürme sich rings um uns zu legen anfingen und ein still geregelter Lebenslauf beginnen konnte, fing auch mein Geist an, sich nach innerer Ruhe und Beschwichtigung in gegründeter Sicherheit zu sehnen. Sichtbar hatte die Vorsicht die Begebenheiten, die Geister der Menschen, den Sinn der Gewalthaber zu Einem großen guten Zwecke hingeleitet. Diese Einwirkung war nicht zu verkennen, und der anerkennende Dank dafür öffnete das freudige Herz den milden Einflüssen der Religion, so wie schon früher Druck und Unglück uns gedrängt hatten, uns vom Allzumateriellen zur Idee zu erheben, wie eben unser Dichter Z. Werner gesungen hatte.

Es bildete sich in mir ein bestimmtes Sehnen nach den Tröstungen und Gnadenmitteln der Religion aus, und schon einige Zeit vor der Periode des allgemeinen Friedens setzte sich der Entschluß in mir fest, mich um einen würdigen Beichtvater für meine Tochter und mich umzusehen, weil ich dieß für einen wesentlichen Theil der Seelenführung ansah, und damals, so wie jetzt überzeugt bin, daß ein vernünftiger Geistlicher hierin sehr viel thun kann, und daß daher die Wahl des geistlichen Arztes mit eben der Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit geschehen sollte, als die des leiblichen.

Hier aber zeigten ſich mir ſogleich nicht unbedeutende Schwierigkeiten. Durch die Erziehung, welche ich im Hauſe meiner Ältern empfangen, durch den ſtäten Umgang mit Menſchen von hoher geiſtiger Ausbildung, durch die Anſichten und Grundſätze, welche ich dieſe ſo oft hatte äußern hören, war ich ſelbſt auf einen Punkt der geiſtigen Ausbildung geführt worden, der es mir höchſt wünſchenswerth machte, in dem Prieſter, welchen ich zu meinem Beichtvater erwählen ſollte, einen überlegenen Geiſt zu finden, der in wiſſenſchaftlicher Tiefe mir voranginge, in moraliſcher würdig und rein vor mir ſtände, und in religiöſer weder durch kraſſe Mönchsbegriffe meinen Verſtand, noch durch modernen Rationalismus mein warmes Gefühl verletzte. Wohl fühlte ich, daß bei dem Kulturſtande, der im Allgemeinen unter unſerer Geiſtlichkeit herrſchte und vermöge deſſen ſie ſich unter die beiden letztgenannten Nüancen theilte, jene Forderungen ſchwer zu erfüllen ſeyn werden. Und dennoch empfand ich beſtimmt, daß ich einen ſolchen Beichtiger finden müßte, wenn mein Zweck, die Wirren und Zweifel, welche meinen Verſtand beunruhigten, geſchlichtet zu ſehen und auf einen feſten Pfad des Heils zu gelangen, erreicht werden ſollte. Oft wandte ich mich deßwegen im Gebete an Gott, und er verließ mich nicht, der gütige Menſchenvater und Hüter, er ſandte mir weſſen ich bedurfte, und das kam ſo von ungefähr, ſo wie von ſelbſt, daß ich es für nichts anderes als eine wahre Manifeſtation der göttlichen Gnade

ansehen kann, wodurch mir kund ward, wessen ich damals so sehr bedurfte.

Herr von Hammer — damals noch nicht mit allen den Würden, Orden und irdischen Gütern überhäuft, die ihm seitdem wohl verdient zu Theil geworden sind — war doch schon damals (im Jahre 1813 oder 1814) einer unserer ausgezeichnetsten Gelehrten, und das darf ich mir wohl mit frohem Selbstbewußtsein sagen, ein treuer Freund unseres Hauses. Da seine Schriften, wie sein Umgang mich stäts einen Mann voll religiösen Gefühls, wenn gleich vielleicht nicht in ganz christlichem Sinne, in ihm ahnen ließen, so brachte ich, als ich einmal allein mit ihm sprach, die Rede auf meinen Wunsch, einen verständigen und wahrhaft frommen Geistlichen zu finden, dem ich meine und meiner Tochter Seelenführung anvertrauen könnte. Hammer nannte mir sogleich einen Pater Marcellian aus dem Franciskaner-Orden, und bei Nennung dieses Namens standen plötzlich alte Erinnerungen aus der Josephinischen Periode in mir auf; da dieser Geistliche durch seine geläuterten Religionsbegriffe wie durch seine Gelehrsamkeit sich manche Verfolgungen von seinen Ordensbrüdern zugezogen hatte, ohne darum wie ein Eulogius Schneider, Innocenz Feßler, oder Reinhold den drückenden Fesseln durch einen verbrecherischen Schritt zu entfliehen, und in noch verletzenderer Gewaltthat auch den angestammten Glauben zu verläugnen. Dies alles erwog ich jetzt bei mir — Hammer's Empfehlung,

eines ſo würdigen und freundlich geſinnten Mannes, die Erinnerung an den Ruf, den ſich Pater Marcellian vor mehr als 25 Jahren ſchon in Wien erworben, ſelbſt die Beſtändigkeit und Kraft, womit er unter einem harten Drucke ausgeharrt, indeß jene ſich ihm widerrechtlich entzogen — alles dies beſtimmte meinen Entſchluß. Durch des ſchätzbaren Freundes Vermittlung näherte ich mich dem würdigen Seelſorger und fand Alles in ihm, weſſen mein Geiſt und mein Gefühl bedurften.

Schon lange iſt mir der fromme Mann in eine beſſere Welt vorangegangen, und ich war und bin außer Stande, ihm Alles das zu lohnen, was ich ihm für mich und mein einziges geliebtes Kind verdanke; denn ſein ſtrenger Orden und ſeine eigene unabhängige Geſinnung machten es mir unmöglich, ihm meinen Dank durch irgend eine kleine Aufmerkſamkeit oder Gefälligkeit zu beweiſen. Aber nachrufen darf ich ihm denſelben in das Reich des Lichts, deſſen verkannter Bürger er damals ſchon war, und deſſen volle Seligkeit er jetzt, in dasſelbe aufgenommen, genießt, aus warmer tiefer Seele; und ſeine milden Züge, die mich von der Wand, meinem Schreibtiſche gegenüber, mit ſchmerzlichem Leidenszuge anlächeln, rufen mir alle die troſt- und erhebungsvollen Augenblicke, die ſanften Ermahnungen, die weiſen Lehren, welche ich von ihm hörte, ins Gedächtniß zurück.

Wie ein erfahrner und einsichtsvoller leiblicher Arzt schnell die Krankheit und ihre Ursache erkennt, so erkannte auch dieser vielerfahrne und psychologisch-scharfsichtige Mann den Gemüthszustand seiner Pflegebefohlenen sogleich, sprach mit Bestimmtheit aus, was in ihren Seelen vorging, und gab ihnen die besten Vorschriften an die Hand, wie sie den offenern oder geheimern Feind in der eigenen Brust bekämpfen sollten. Oft habe ich mit Staunen und stiller Beschämung ihn die geheimsten Falten meines Gemüths entwickeln und mir über das was in mir vorging Belehrung geben hören. Auch hatte er in diesem Fache außerordentliche Praxis, denn nicht allein im Beichtstuhl, sondern auch an Kranken- und Sterbebetten, beim Unterricht der Jugend und in trüben Familienangelegenheiten war P. Marcellian als vielfach gesuchter geprüfter Rath, Tröster, Lehrer und milder Freund in ganz Wien bekannt und geehrt.

Durch ihn wurde ich mit den Schriften der christlichen Weisen St. François de Sales und Fénélon bekannt, die mir nun seit mehr als 25 Jahren eine unerschöpfliche Quelle des Trostes, der Belehrung, Erbauung und des Segens geworden sind. Ihnen verdanke ich so viel Gutes, so viele Befestigung auf dem zuerst wankend betretenen Pfade, so viel Kraft und Ergebung, daß ich auch ihnen in die Auen des Friedens meinen Dank nachrufen möchte, wenn ich nicht bedächte, daß sie sowol als mein guter väterlicher Freund P. Mar-

cellian dort beſſer als wir hier im Dunkeln Tappenden wiſſen, wie es mit uns ſteht und was wir von ihnen gelernt oder nicht gelernt haben.

Vor und noch mehr nach P. Marcellian's Tode, der im Jahre 1821 oder 1822 erfolgt ſeyn mag, da ich ihn in der letzten Zeit ſeiner Hinfälligkeit nicht mehr ſehen und ſprechen konnte, habe ich wieder längere Zeit nach einem Nachfolger desſelben geſucht und endlich einen zwar nicht vollkommenen Erſatz für den Hingegangenen, aber doch nach einander ein paar würdige Prieſter in unſerer Nachbarſchaft gefunden, die bei vielen guten Eigenſchaften, dem Verewigten aber an ausgebreiteter Gelehrſamkeit und ehrwürdigem Alter nachſtanden. Es iſt dies letzte, wenn man es genau betrachtet, wohl eine Nebenſache, indeſſen, da ein höheres Alter auch längere Erfahrungen und ruhigere Überſicht des Lebens mit ſich bringt, und das Verhältniß des Beichtigers zum Beichtkinde doch auf eine gewiſſe Art ein Väterliches ſeyn ſoll, ſo gab das weit vorgerückte, das meinige überragende Alter des P. Marcellian ihm auch noch dieſen Vorzug. Aber freilich muß man, wenn man ſich nahe an den ſiebzig Jahren befindet, darauf verzichten, leicht einen auf dieſe Weiſe väterlichen und noch in ſeinen Seelſorgerpflichten thätigen Mann zu finden.

Es war ungefähr um dieſe Zeit als ich durch die Briefe meines Freundes, Baron Merian, die erſte Kunde von zwei der merkwürdigſten Erſcheinungen in unſerer literariſchen Welt, nämlich von den beiden engliſchen Dichtern Walter Scott und Byron erhielt. Er ſchickte mir einige Gedichte des Letztern in Abſchrift, und ſchilderte mir die Arbeiten des Erſtern auf eine ſo richtige und anerkennende Weiſe, daß ich noch viel mehr Verlangen fühlte Walter Scott's Dichtungen kennen zu lernen als die des Lords, obgleich die tiefe und dunkle Glut, welche aus dieſen ſprühte, und der Reichthum von Gefühlen, Gedanken und Bildern in denſelben jeden Leſer mächtig ergreifen mußte. Sobald ich konnte, ſuchte ich mir die verſificirten Erzählungen Scott's: den „Geſang des letzten Minſtrels," den „Fürſt der Inſeln," die „Dame vom See," zu verſchaffen, und kaufte ſie mir ſogleich. Später erhielt ich dann, theils durch Herrn von Hammer, dem ich zuerſt von dieſen beiden Schriftſtellern ſprach, theils durch Andere, den Ivanhoe, Waverley und ſo nach und nach, wie ſie erſchienen, wenigſtens die meiſten ſeiner Romane, und jeder war ein hoher tief ergreifender Genuß für mich. Es war nicht bloß die Treue und Echtheit in der Schilderung vergangener Zeiten und Zuſtände, welche uns gleichſam mitten in jene längſt verſchwundene Welt verſetzten; es war auch die Natur und tiefe pſychologiſche Wahrheit dieſer Charaktere und Seelenſtimmungen; es war endlich der Reiz einer ſpannenden Verwickelung

und überraſchenden Auflöſung der Begebenheiten, der oft echt dramatiſche, ja ich möchte ſagen theatraliſche Effekt mancher Situationen, vor allem aber war es das edle Gemüth, das reinmenſchliche Gefühl des Autors, welches mich beruhigend, zuverſichtsvoll, ermunternd und erhebend aus ſeinen Dichtungen anſprach. Man fühlte unwillkürlich, daß nur ein durchaus guter, rechtlicher und wahrhaft einſichtsvoller Menſch ſo denken, ſo gerecht, ſo klar und ſo mild zugleich die Menſchen beurtheilen und ſchildern könne, wie Walter Scott ſie in ſeinen Werken auffaßt und darſtellt. Da iſt kein ſo verruchter Verbrecher, ſo lächerlicher verkehrter Charakter, der nicht durch einen Faden rein menſchlichen Gefühls, durch einen Zug weicher Empfindlichkeit mit der beſſern Menſchheit zuſammenhinge; da iſt hinwieder kein noch ſo edler erhabener Menſch, der nicht durch irgend eine Schwäche, oder eine zu wenig gebändigte Leidenſchaft der menſchlichen Gebrechlichkeit ihren Zoll entrichtete. Im Allgemeinen aber muß jedes richtig gebildete Gefühl ſich von Walter Scott's Schilderungen zu ſeiner Perſönlichkeit hingezogen fühlen, und wahrlich Alles was uns Zeitungen, Journale und gediegnere Werke in Schilderungen von Walter Scott's häuslichem und Familienleben erzählen, was und wie wir es durch ſeines, ſelbſt hochachtbaren Schwiegerſohnes, Herrn Lockhart's Buch erfahren, dient nur dazu, den Eindruck, den Scott's Schriften und ſeine daraus hervorgehende Perſönlichkeit auf ein unbefangenes Ge-

müth machen müſſen, zu beſtärken, zu beleuchten und zu rechtfertigen.

Von ganz anderer — und in mancher Hinſicht von ganz entgegengeſetzter Art war der Eindruck, den, wenigſtens auf mich, Lord Byron's Schriften gemacht haben. Blendend, überwältigend, erſchütternd wirkten im erſten Augenblick ſeine Schilderungen, ſeine leidenſchaftlichen Bilder und Ausdrücke auf mich. Sie drangen tief in mein Innerſtes, ſie regten es auf, ſie beſchäftigten meine Phantaſie. Aber dennoch fühlte ich eben ſo beſtimmt ein Grauen vor dieſen heimlichen Unthaten, verbotenen Gelüſten, raſtlos wilden Leidenſchaften, Meuchelmorden und offenbaren Verbrechen, welche dieſe Dichtungen ſchilderten und in denen zu wühlen, ſie den Thätern nachzuempfinden, ſie recht deutlich auszumalen der Verfaſſer eine Art von dämoniſcher Luſt zu finden ſchien. Dieſe Bewunderung und dieſes Grauen zugleich löſete ſich, wenn ich länger darüber nachſann, in eine Art von mitleidigem Gefühl auf, daß ſo ein hochbegabter Geiſt, durch widrige Schickſale, vielleicht durch unbändige Leidenſchaften, durch einen über Alles ſich aufbäumenden Stolz zu dieſer innern Zerriſſenheit und Menſchenverachtung gekommen war, in welchen Stimmungen er gleichſam der Stifter jener unſeligen Sekte der Zerriſſenen unſerer Zeit, das Vorbild der vom Unglück verfolgten Dichter geworden iſt. Traurig iſt es nur für die Hörer oder Leſer dieſer nachgeahmten Klagen, daß wohl die Unzufriedenheit, die ungemeſſenen Anſprüche,

der aufbäumende Stolz überall — aber leider nur selten oder nur in einzelnen Anklängen etwas von dem hohen Genius und dem göttlichen Feuer seiner Dichtkunst bei seinen Jüngern und Nachbetern zu finden ist. —

Was uns des Lords Freund, Herr Thomas Moore, in seinen „Notices“ über den Verewigten sagt, erklärt manches im Charakter und rechtfertigt oder entschuldigt manches in den Handlungen des jungen, leidenschaftlichen, hochbegabten und hochgestellten Mannes, der ganz allein in der Welt stand, nicht einmal die Liebe seiner Mutter besaß und kein befreundetes Haus hatte, in dem er sich heimisch fühlen konnte. Aber ich muß gestehen, daß die Liebe und Sorgfalt, mit welcher Moore jeden Lichtpunkt im Charakter seines Freundes hervorzuheben, jeden Schatten zu verbergen oder zu entschuldigen strebt, mir unwillkürlich den Darsteller werther als den Gegenstand seiner Darstellung gemacht hat.

Von den Werken Byron's, die ich zuerst las, zog mich der „Corsair“ sehr an, und es machte mir Vergnügen, mich an die Übersetzung desselben zu wagen. Da ich mich natürlich sehr mit diesem und den übrigen Gedichten Byron's beschäftigte, wurde es mir sehr wahrscheinlich, daß Lara eine Fortsetzung des Corsair sei, daß der Fremde, der bei dem Feste, wie er Lara erblickt, 'tis he! ausruft, in ihm den Conrad erkannt habe, und der

treue Kaled Niemand als die unglückliche Gulnare sei, welche ihm in Männerkleidung gefolgt war. Da ich eben zu jener Zeit auch Scott's Werke las und ein paar Kleinigkeiten daraus übersetzte, drängte sich mir die Bemerkung auf, daß es eigentlich zweierlei Englisch gäbe, oder vielmehr, daß nach der Sinnesart und Richtung der Autoren, der Eine sich mehr der französischen oder lateinischen Bezeichnungen der Dinge, der andere mehr der deutschen bedient, ich möchte sagen: der Eine schreibe ein normännisches, der Andere ein angelsächsisches Englisch; denn aus diesen zwei Grundstoffen ist diese Sprache zusammengesetzt, wie denn auch sehr viele Worte, besonders die, welche konkrete Gegenstände bezeichnen, zweierlei Ausdrücke haben, z. B. Waterfall und Cataract. Well und Fountain. Earl und Count. House und Mansion etc. etc.

Scott bedient sich mehr der angelsächsischen, Byron der normännischen Bezeichnungen. Des Erstern Ausdruck, Ansicht, Sinnesart ist überhaupt dem Deutschen näher, und so habe ich es viel leichter gefunden, etwas von ihm in's Deutsche zu übertragen, und manchmal Wort für Wort und in einzelnen Fällen sogar den Klang der Reime mit herüberschreiben zu können.

Ich ergreife den Faden der Erzählung wieder im Frühling von 1815, als ich mich anſchickte, die Baronin Zay, ihrer freundlichen Einladung gemäß, in Buchen auf ihrem Schloſſe, einige Stunden hinter Preßburg zu beſuchen, wohin ſie mich dieſen Winter, den ſie des Kongreſſes und ſeiner Freuden wegen in Wien zugebracht, eingeladen. In ihrem Hauſe traf ich denn auch mit großem Vergnügen die beiden Schweſtern Thereſe und Wilhelmine Artner wieder, die ich in Zinkendorf das Jahr vorher kennen gelernt, und Frau von Neumann, die Gemahlin eines Offiziers der kaiſerlichen Garde, eine Frau, ebenfalls in mittleren Jahren wie Thereſe, und eine Jugendfreundin derſelben, die mit ihr vereint, die Feldblumen auf Ungarns Fluren, geſammelt von Nina und Theone, herausgegeben hatte. Marianne, ſo hieß Frau v. Neumann, war eine ſehr verſtändige, gebildete und in jeder Rückſicht achtungswerthe Frau, aber jene anſpruchsloſe Güte, jenes offene und doch ſo beſcheiden milde Weſen, welches in Thereſens Erſcheinung lebhaft und innig anſprach, beſaß Marianne nicht. Es war eben eine andere Eigenthümlichkeit, ſo wie Marie (die Baronin Zay) und Wilhelmine Artner ebenfalls ganz verſchieden von jenen beiden, und doch alle vier in den Grundzügen, nämlich in Trefflichkeit der Denkart, hoher Geiſtesbildung und praktiſcher Herzensgüte ganz überein kamen. Mir war dieſer Kreis den Winter über ſehr werth und nahe befreundet geworden. Ich folgte alſo

willig der freundlichen Aufforderung, beſonders da der Verluſt meiner theuren Mutter mir in dieſem Stück eine traurige Freiheit gegeben hatte.

Die Schlacht von Waterloo war vorüber, und die Nachricht davon hatte großen Jubel hervorgebracht. Mir perſönlich hatte indeß dieſer Jubel lächerlicher Weiſe Schaden gethan. Ich war um einen echten Shawl mit einer Shawlhändlerin im Verkehr. Die Waare war in Einlöſungsſcheinen zu bezahlen, und an einem beſtimmten Tage ſollte ich den Shawl erhalten und das Geld hergeben. Nun aber kam gerade an dieſem Vormittag die Siegesnachricht, der Kurs ſtieg, die Einlöſungsſcheine hoben ſich bedeutend im Werth und mein Shawl koſtete Nachmittags um 50 bis 60 fl. mehr als er noch Morgens gekoſtet haben würde. Aber wie gern ertrug man ſolchen Verluſt, und fand ihn eigentlich komiſch! Auch erwähne ich ſeiner nur, um einen Begriff von dem damaligen Schwanken unſerer finanziellen und daher auch ökonomiſchen Verhältniſſe zu geben, die in ſo manchen Familien bedeutenden Verluſt oder Entbehrungen verurſachten.

Ein langjähriger und mir ſehr geſchätzter Bekannter, der Feldkriegskommiſſär von Romano, den ich ſeit meiner früheſten Jugend kannte, da er der Sohn werther Freunde meiner Ältern und ſogar meines Vaters Taufpathe war, nach dem er auch Franz von Sales hieß, Wilhelminen's von Artner Freund und längſt deſignirter Bräutigam, bot ſich uns zum Begleiter nach

Buchen an, wo er ſeine Geliebte und künftige Braut beſuchen wollte. Sehr gern ergriffen meine Tochter und ich dieſes Anerbieten. Pichler konnte uns, ſeiner Geſchäfte wegen, nicht begleiten, aber er verſprach uns in Preßburg abzuholen, und ſo reiſeten wir an einem herrlichen Juniusmorgen mit Landkutſcherpferden ab, und fuhren gleich hinter der Leopoldſtadt über die Donau, dann durch's Marchfeld bis Schloßhof, wo wir über Mittag blieben. Der Stabsoffizier, welcher hier befahl, war Romano's Freund, er führte uns in den kaiſerlichen Stallungen und endlich im Schloſſe umher, das nach dem Geſchmack der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts vom großen Prinzen Eugen mit Feldherrnblick auf einer weiten Fläche, die Umgegend dominirend, erbaut worden iſt und das er einſt bewohnte. Wir beſahen ſeine Zimmer, die wohl ſeitdem — es war nahe an hundert Jahre — manche Veränderungen mochten erfahren haben. Aber ein Schrank von altväteriſcher Form, der jetzt als Rococo ſchon deshalb geſchätzt werden würde, bewahrte noch beſtimmter koſtbare Andenken des erhabenen Mannes, dem er einſt gedient. Der Schrank war ein ſogenannter Aufſatzkaſten, der unten Schubladen, dann ein ſchiefes herauszulegendes Pult, und oben in dem eigentlichen Aufſatze viele größere und kleinere Fächer und Schubladen hatte, auf denen noch die Etiketten von des Prinzen eigener Hand, auf ſchmale Papierſtreifen geſchrieben, angebracht waren. Es iſt ein eigenes Gefühl, nach ſo langer Zeit ein ſolches Überbleib-

sel der Vergangenheit und solche Spuren einer ehemaligen berühmten Wirksamkeit zu betrachten, das sorgfältig bewahrt, gerade so aussah, als ob der Prinz — der Held, dieser Sieger von Szenta und Szalankemen, die Hauptstütze der österreichischen Macht — gestern noch an demselben gesessen hätte.

Nachdem wir mit vielem Vergnügen diese Anstalten der Gegenwart und diese Reliquie der Vergangenheit betrachtet hatten, setzten wir unsern Weg gegen die von fern sichtbaren Berge oder vielmehr Hügel fort, an deren jenseitigem Fuße Preßburg liegt. Im Sommer, bei schöner Witterung ist diese Straße nicht unangenehm zu befahren, obgleich dem Auge auf der weiten Fläche des Marchfeldes wohl viele Dörfer und eine gedeihliche Kultur, nirgends aber — eben jenes Schloßhof ausgenommen, und dies auch nur seiner Erinnerungen wegen — irgend ein schöner oder merkwürdiger Punkt sichtbar werden. Im schlechten Wetter ist sie des fruchtbaren aber weichen Bodens wegen sehr schlecht.

So wie man sich der Hügelreihe nähert, die meist mit Wein bepflanzt ist, wird die Gegend hübscher. Es war Abend, als wir hinkamen, Alles in freundlichen Schimmer gekleidet, und sonderbar! wir bemerkten sehr viele Distelfinken, die hier in der Nähe des Weges herumhüpften und durch ihr buntes Gefieder dem Auge angenehm auffielen. Endlich hatten wir auf dieser Straße die Höhe des Weingebirges erreicht, und nun lag jenseits eine recht schöne Landschaft zu beiden Sei-

ten der Donau verbreitet vor uns, drüben die Auen und weiter hin eine unabsehbare Fläche, diesseits die freundliche Stadt, am Flusse hin gedehnt, und mit ihren Häusern, aus denen der alterthümliche Dom hervorragt, auf den Hügeln hinauf bis zum gespenstischen Schloß steigend, das — seit dem Brand 1801 nicht wieder aufgebaut, ohne Dach, ohne Abtheilung der Stockwerke, ohne Fenster und Thürme, wo „des Himmels Wolken hoch hineinschauen“ — mir wie ein großes schauerliches Todtengerippe vorkam, das von seiner Höhe auf die lebenvolle Welt unten hinabblickt. Das Alles vom Abendgold verklärt, sah sehr einladend aus. Wir übernachteten in Preßburg, in einem reinlichen Wirthshause, in dem Bedienung, Küche, Sprache u. s. w. uns durch nichts erinnerten, daß wir nicht mehr in Österreich, sondern in einem Lande von ganz verschiedener Nationalität waren. Alles war hier auf deutschen Fuß eingerichtet, und freilich liegt diese zweite Hauptstadt des ungarischen Reiches ganz auf der Gränze und kaum ein paar Stunden tiefer im Lande.

Am andern Morgen setzten wir unsere Reise fort. Noch war die Gegend um uns angenehm. Die Auen der Donau begleiteten uns bis Lanschitz, und hier führt noch der Weg wie durch einen Park bis zum gräflich Esterhazy'schen Schlosse, dessen zierlicher Thurm aus Baumwipfeln hervorragt. Hinter Lanschitz verlieren sich die freundlichen Bäume, wir sahen uns auf einer weiten unübersehbaren Ebene, nur linker Hand zogen sich

die grünenden Hügel, auf welchen St. Georgen, Bibersburg, Modern liegen, in einiger Entfernung hin. Alles übrige war eine fruchtbare, mit mehreren Ortschaften besetzte, aber übrigens sehr einförmige Fläche. Nur später erquickten das Auge die reichen bunten Farben der Mohnfelder, die eben in schönster Blüthe standen und dem Lande das Ansehen eines Gartens gaben, indem sie es zugleich zieren und den Bewohnern ihre so beliebte Speise, den Mohnsamen liefern, der zu allerlei Mehlspeisen und Backereien, meist mit Honig vermischt, verwendet wird. Endlich tauchten eine Menge Kirchthürme aus der weiten Fläche auf, und zu gleicher Zeit zeigten sich uns rechter Hand liebliche begrünte Höhen, die letzten Ausläufer der mächtigen Karpathen, die sich hier in der Ebene verlieren. Auf diesen Höhen erschien ein niedliches Schloß Freistadtl, dem Grafen Erdödy gehörig, und am Fuß desselben strömt, wie unser begleitender Freund uns berichtete, jetzt noch von uns nicht gesehen, der Waagfluß hin, ein bedeutender aber wilder und regelloser Bergstrom, der oft ungeheure Verwüstungen anrichtet und, wie die Ungarn sagen, von seinem irren ungezügelten Laufe — vagari — den Namen Vagus hat, den die Deutschen mit Waag wiedergeben. Jene vielen Thürme zeigten sich bald als die kleine aber hübsche Stadt Tyrnau, damals noch der Sitz des Domkapitels von Gran, das, als im 16. Jahrhundert diese Stadt nebst Ofen und vielen andern Bezirken in die Macht der Türken gefallen war, sich

von Gran nach Tyrnau gezogen. Überhaupt begegnet man in Ungarn vielen geſchichtlichen Erinnerungen, aber meiſt trauriger Art, von innerlichen Kriegen und auswärtigen barbariſchen Eroberungen, wie denn ſogar behauptet wird, daß die Türken einſt bis Freyſtadtl gekommen, und der runde halbzerfallene Thurm, den man daſelbſt ſieht, noch ein türkiſches Überbleibſel ſei.

Nach drei Viertelſtunden erreichten wir den Ort unſerer Beſtimmung, das Schloß Bucſan, das recht freundlich zwiſchen den hohen Pappeln und andern Bäumen des großen Gartens in einer Niederung vor uns lag. Daß wir mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurden, und die vierzehn Tage unſers Aufenthalts aufs angenehmſte und nur zu ſchnell vergingen, war zu erwarten. Außer Thereſen und Minna von Artner trafen wir auch eine verwitwete Schweſter derſelben, Frau von Witte an, eine der trefflichſten Frauen, die ich gekannt, und Mutter von zwei Söhnen, einem Stiefſohn, der bereits Offizier war, und einem eigenen jüngern, welcher noch ſtudierte. Alle dieſe Perſonen gehörten der proteſtantiſchen Kirche an, aber kein Wort, keine Bemerkung berührte je dieſe verſchiedene Stellung, und Fürſt Ernſt von Schwarzenberg, einer der Graner Domherrn, ein höchſt liebenswürdiger Geſellſchafter und eben ſo ſchätzbarer Prieſter, kam ſehr oft von Tyrnau herüber, um einige Stunden mit ſeinen evangeliſchen Nachbarn und Freunden zuzubringen. Da trug uns denn zuweilen die Abendluft, wenn wir an einem der lieblichen Garten-

plätze das Vesperbrod einnahmen, plötzlich die harmonischen Töne von zwei oder drei wohlklingenden Männerstimmen zu, welche in irgend einem nahen Gebüsch ihren Gesang anstimmten, und das waren Fürst Ernst und ein Paar Herren seines Gefolges, welche die Gesellschaft aufs angenehmste überraschten. Überhaupt wurde in Bucsan viel Musik getrieben. Der einzige Sohn des Hauses, jetzt Graf Carl Zay, spielte sehr gut Klavier, meiner Tochter Spiel und Gesang war ebenfalls nicht unbedeutend, Therese und ich halfen mit wo es nöthig war, und es herrschte ein Grad von Bildung und ein gesellschaftlicher Ton in diesem ungarischen Magnaten-Hause, den man nicht leicht in einer Stadt wiederfinden würde. Auch war dieses Haus, durch Vermögensumstände, allgemein anerkannte moralische Würde, Gastfreiheit und Heiterkeit, der Mittelpunkt der ringsum wohnenden Nachbarn. Das hat das ungarische Landleben vor dem in Österreich und Böhmen voraus, daß nicht ein einziger Herr die ganze oft sehr große Herrschaft sein nennen kann, sondern daß auf demselben Dorfe sich mehrere, wenn auch unbedeutendere Mitbesitzer (compossessores) befinden, die auf anspruchlosen aber keiner wahren Bequemlichkeit ermangelnden Edelhöfen, Winter und Sommer leben, und sich auf diese Weise bald aus der Nachbarschaft ein ganz artiger Kreis von gebildeten und selbst mitunter talent- und kenntnißreichen Menschen zusammenfinden kann. Sonderbar mag es verwöhnten Großstädtern dann wohl

zuweilen erſcheinen, wenn ſie in einen ſolchen Edelhof treten, deſſen beſcheidenes Rez-de-chaussée in Öſterreich höchſtens eine Verwalterwohnung ankünden würde; und nun in geweißten oder einfach gemalten aber reinlichen Stuben, neben einem eiſernen oder wohl gar Kachelofen, elegante und bequeme Möbel, eine nicht unbedeutende Bibliothek oder naturgeſchichtliche Sammlung, und vor allem eine Profuſion von Silbergeſchirr auf der Toilette der Frau vom Hauſe, oder bei der Tafel finden. Dieſe Verhältniſſe ſind es, welche, wenigſtens in dem Theil von Ungarn, der mir bekannt geworden, dem Landleben einen großen Reiz ſelbſt im Winter geben, und die geſellige Bildung befördern.

Die vierzehn Tage, welche zu dieſem Landaufenthalt beſtimmt waren, flogen nur zu ſchnell dahin. Romano und wir brachen endlich auf, kehrten nach Preßburg zurück, fanden hier meinen geliebten Pichler und den Schwager Carl Kurländer, die uns abzuholen gekommen waren, und in deren Begleitung wir ebenfalls über das Marchfeld nach Wien gelangten.

Denſelben Herbſt wurde noch eine Reiſe nach Linz, über Lilienfeld gemacht. Lilienfeld, in dem romantiſchen Thale der Traiſen gelegen, würde ſchon durch ſeine Umgebung, durch ſein Alter — es ward im dreizehnten Jahrhundert vom Herzog Leopold dem Glorreichen aus dem Hauſe Babenberg gegründet — für jeden Reiſenden intereſſant ſeyn. Für uns hatte es noch den Werth, hier einen alten werthen Freund, den damaligen Prä-

laten zu finden, welcher uns ſtets mit der größten Freundſchaft und Gaſtfreiheit aufnahm. Bei einem dieſer Beſuche, die wir faſt jährlich bei ihm machten, traf es ſich, daß mir in meinen ältern Tagen eine ſo ſchmeichelhafte Auszeichnung wurde, wie ich ſie in meiner Jugend nicht erfahren. Es regnete eben dieſen Tag ganz gewaltig, was denn überhaupt in dieſen Gebirgen oft der Fall iſt, und mir zur Veranlaſſung wurde, recht anhaltend naſſe Witterung ein „Lilienfelder Wetter“ zu benennen, wogegen freilich unſer Freund Abt Ladislaus höchlich proteſtirte. An jenem Tage alſo ſtand ein junger Mann — den ich übrigens nicht kannte und nie geſehen habe — durch mehr als drei Stunden trotz des ſchlimmen Wetters unter dem Thorwege eines Hauſes, um die Verfaſſerin des Agathokles und der Hohenberge vorüber fahren zu ſehen. Dieſe Hohenberge gelangten überhaupt hier in Lilienfeld zu einer großen und nicht ganz verdienten Celebrität. Man ſetzte nämlich ſehr gütig voraus, daß Alles in dem Buche Erzählte, oder wenigſtens das Meiſte geſchichtlich ſei — man ſuchte das Fenſter aus dem ſich Herrmann geflüchtet, das Haus worin Mechtild gewohnt; ja einer unſerer, freilich minder berühmten Hiſtoriker bezog ſich ſogar in einem Werke über die Vorzeit von Steiermark auf dieſen Roman, als auf einen geſchichtlichen Beleg (worin er aber ganz Unrecht hatte, denn die im Romane vorausgeſetzte Theilnahme des Grafen Hohenberg

an dem Mord Kaiſer Albrechts war reine Fiction). Ein Paar Jahre ſpäter wurde dieſem Buch die Ehre, daß die Kaiſerin Marie Louiſe, die nach ihrer Trennung von ihrem Gemahl nach Öſterreich zurückgekehrt war, und nach dem damals herrſchenden Geſchmack an Gebirgsreiſen und den damit verbundenen Alterthümern, auch mehrmal nach Lilienfeld kam, das Grabmal des letzten, eines Grafen Friedrich von Hohenberg, das dort im Kreuzgang befindlich iſt, für ihre Mappe ſelbſt abzeichnete.

Auf dieſer kleinen Reiſe, und auf der Rückkehr von Lilienfeld ereignete ſich das erſtemal jener böſe Zufall, der wohl den eigentlichen Grund zu Pichler's folgenden oft wiederkehrenden körperlichen Leiden legte. Er hatte im Stifte mit den Beamten desſelben und denen des Kreisamtes, die ihn begleiteten, ſo wie mit den Gräflich Hoyos'ſchen und mit den Beſitzern der Schwemmen u. ſ. w. mehrere Tage kommiſſionirt, und ſolche Auseinanderſetzungen, wobei der Privatvortheil mit dem des Staates in ſehr begreiflich leichten Konflikt kam, konnten ebenfalls dem höhern Staatsdiener, der hier die Intereſſen dieſes letztern vertrat, leicht Verdruß erregen. Das geſchah denn auch, und Pichler kam den Abend vor unſerer Abreiſe ſo ſpät in die uns angewieſenen Zimmer zurück, daß Lotte und ich uns bereits niedergelegt hatten. Er war erhitzt und unmuthig im höchſten Grade; erzählte mir, daß er viel Verdruß gehabt, äußerte ſich aber nicht beſtimmt mit wem? und

worüber? und ging dann auch zur Ruhe. Am andern Tage war es kalt, stürmisch, wir fuhren ab. So lange wir zwischen den Bergen blieben, war die Kälte erträglich, bei Mödling aber auf die freie Ebene gelangt (wir fuhren die Wallfahrtsstraße, welche ungleich schöner ist als die über St. Pölten) wurde der scharfe Nordostwind sehr empfindlich. War es nun diese Kälte, war es der gestrige Verdruß und die dadurch gereizten Nerven, oder beides zusammen; genug, Pichler fühlte schon im Wagen Schmerz und Krämpfe. — Zu Hause angekommen, mußte er sich sogleich zu Bette legen und Carl (Kurländer), unser treuer Freund und Hausgenosse, eilte selbst zu einem Doktor aus dem Universalspital, um sogleich Hülfe zu schaffen, weil hier Gefahr auf dem Verzuge war. Sodann wurde, weil unser Ordinarius Baron Türkheim abwesend war, ein anderer für geschickt bekannter Arzt gerufen und die nöthigen Mittel unter Angst und Sorge angewendet. Pichler litt sehr, es dauerte einige Stunden, endlich löste sich durch Gottes Hülfe der fürchterliche Krampf, das Übel war besiegt, und Ruhe und Wärme heilten es vollends aus. Wie mir und der Tochter war und wie entzückt wir Gott dankten, als die Heilung versichert war, brauche ich wohl nicht zu schildern. Aber leider mag sich in diesem Anfall der Grund zu allen nachfolgenden ähnlichen gebildet haben, die denn auch — freilich erst nach mehr als zwanzig Jahren, aber dennoch unwiderleglich die Ursache seines Todes wurden.

Noch muß ich eines Ereigniſſes erwähnen, das, obwohl es ohne alle Folgen blieb, mir und meiner Tochter immer werth und wichtig bleiben wird. Einer unſerer ausgezeichnetſten Männer, der als Gelehrter eines mehr als Europäiſchen Rufes genießt, und als Menſch nicht weniger allen ſeinen Bekannten und Freunden ſchätzbar iſt, warb um dieſe Zeit um Lottchen's Hand. Der Antrag war eben ſo ſchmeichelhaft als ehrenvoll. Pichler und ich erfreuten uns deſſen ſehr, und würden, wenn die Tochter Liebe für den Freier empfunden hätte, über den einzigen ungünſtigen Umſtand einer zu großen Altersverſchiedenheit hinweggeſehen haben. Da aber Lottchen's Herz, ſo ſehr ſie übrigens den Mann als einen Freund ihrer Ältern ehrte, nicht für ihn ſprach, machten wir uns ein Bedenken, das Mädchen, das noch nie geliebt hatte, zu einer Vernunftheirath zu überreden, fürchtend, daß, wenn früher oder ſpäter dieſe Gefühle in ihr erwachen und vielleicht die Richtung auf einen andern jüngern Gegenſtand nehmen ſollten, ihr und ihres Gatten Glück auf dem Spiele ſtehen würde. So enthielten wir uns alles Zuredens und erwarteten bloß, ob und wie Lottchen's Herz entſcheiden würde. Es ſprach nicht für den Bewerber, und dieſer zog ſich mit eben ſo viel Würde und Zartgefühl, als er ſich genähert, wieder zurück, blieb aber fortan unſer und Lottchen's treuer Freund. Ungefähr ein Jahr darnach fand er in einem andern ebenfalls ſehr jungen und höchſt gebildeten Mädchen unſerer Bekannt-

ſchaft vollen Erſatz, und mehr als dies, indem ſeiner jetzigen Gemahlin Geſchmack und Lebensbegriff, der ſich mehr für die große Welt eignet, viel beſſer zu dem ihres Gatten paßten, als der ſtillere Sinn Lottchen's je gethan haben würde.

Bald darauf wurden uns noch ein paar Anträge dieſer Art gemacht; ebenfalls von älteren, angeſehenen Männern, deren einer Beſitzer eines Landgutes und Vater von drei Kindern in dem Alter meiner Tochter war. Hier war kein perſönlicher Erſatz für entbehrtes Jugend- und Liebesglück — bloße Verſorgung, und dieſerwegen bedurfte, durch Gottes Gnade, unſere Tochter nicht zu heirathen.

So ging das Jahr 1815, das mir viel Schmerz, viel Sorgen aber auch mitunter manches Angenehme gebracht hatte, vorüber und wir ſtanden wieder erwartungsvoll vor einer Pforte der Zukunft.

Unſer geſelliges Leben ſetzte ſich auf die Weiſe wie es bisher geſtaltet geweſen fort. Es beſuchten uns viele Einheimiſche und beinahe noch mehr Fremde. Durch das Haus Friedrich's von Schlegel, mit deſſen Frau ich ſeit dem Anfange unſerer Bekanntſchaft einen freundſchaftlichen Umgang unterhalten hatte, lernte ich viele, und mitunter bedeutende Auswärtige kennen, deren einige denn auch in unſer Haus kamen. Einer derſelben, der uns ſehr werth wurde, war der nun auch verſtorbene Herr von Bucholz, als Schriftſteller und Menſch

gleich achtungswürdig. Hofrath Büel, unser mehrjähriger Freund, führte viele seiner Landsleute, Schweizer bei uns ein, von denen der Eine, ein ungemein achtungswerther Mann, Herr Peter, Kaufmann aus Winterthur, uns bis jetzt seine Freundschaft treu bewahrt, uns, so oft er nach Wien kommt, stets die Freude seines Besuches gönnt, und öfter freundliche Andenken zurück läßt. Ich werde später Gelegenheit haben, dieses Mannes noch dankbar zu erwähnen. Auch Baron Retzer, damals als Büchercensor ein wahrer Mäcenas und schützender Hort vieler Autoren, der diese Mäcenatenschaft mit Umsicht benutzte, um sich an den von ihm protegirten Schriftstellern, die er nicht allzustreng censurirte, eben so viele Panegyriker und Klienten zu erwerben, die seinen Namen und sein Lob in Dedicacen oder Gedichten in alle Welt trugen — auch Baron Retzer stellte mehrere Fremde bei uns vor. Dies war überhaupt sein gern geübtes Geschäft, und er theilte dann mit den eingeführten Fremden die diesen erwiesenen Artigkeiten, Diners, Einladungen u. s. w., gab sich aber auch sonst mit vieler Gefälligkeit Mühe, den Ankommenden, die sich aus der Ferne schon an ihn wandten, hier Quartier zu bestellen, sie überall hinzuführen, wo etwas Merkwürdiges zu sehen war oder wo sie hingebeten waren. Seit längerer Zeit hatten wir immer mit einer unserer ausgezeichnetsten Schauspielerinnen, Fräulein Tony Adamberger in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Schon ihre Ältern (ihre Mutter war früher

eine große Zierde der hiesigen Bühne gewesen, und ihr Vater, ein ausgezeichneter Sänger und Mitglied des Opernpersonales sowohl als später der Hofkapelle, hatte mich im Gesang unterrichtet) waren mit den meinigen wohl bekannt, und oft in unserm Hause gewesen. So setzte sich dieses Verhältniß auch nach der Ältern Tod, als Fräulein Adamberger mit ihren Geschwistern bei ihrer unverheiratheten Tante lebte, fort. Für sie hauptsächlich war in meinem Heinrich von Hohenstaufen die Margarethe, und im Ferdinand II. die Maria Hofkirchen geschrieben. Wir besuchten uns öfters, und Tony, so wurde sie allgemein nach ihrem Taufnamen genannt, galt in ganz Wien, ja in ganz Deutschland, vor dessen Augen sie nicht bloß ihr schönes Talent, sondern noch mehr Körner's Liebe und Wahl verklärte, für ein Muster weiblicher Zucht und Sitte, sowohl unter den Schauspielerinnen als den Mädchen überhaupt. — Un dragon de vertu nannte man sie sogar in den Zeiten des Kongresses, und mit den Zeilen, welche sie als Margarethe im Heinrich von Hohenstaufen zu sprechen hatte:

Und die so freundlich sich um uns erweisen,
Die stets umsonst der Schuldbewußte sucht,
Die guten, reinen Engel heißen
Geduld, und Frömmigkeit und Zucht —

glaubte ich der Schauspielerin eigenstes Wesen geschildert zu haben, und ganz Wien theilte meine Überzeugung.

Da mein Ferdinand II. nicht gegeben werden durfte, veranstalteten wir wenigstens zu Hause eine Lesung des Stückes mit ausgetheilten Rollen; eine Art geselliger Unterhaltung, die damals in Wien und so denn auch in unserm Hause sehr gewöhnlich war. Die beiden Mitglieder des Hoftheaters, Fräulein Adamberger und Herr Korn, der so wie seine Gattin, mit der er damals in musterhafter Ehe lebte, ebenfalls zu den nähern Bekannten unseres Hauses gehörten, hatten die ihnen im Theater bestimmten Rollen übernommen, Korn den St. Hilaire, Tony, Marien von Hofkirchen, Heurteur den Kaiser Ferdinand, Herr von Deinhardstein, jetzt Vice-Direktor des Hoftheaters, den Ebergassing, Pichler den Grafen Zirotin — der Übrigen erinnere ich mich nicht mehr, nur das weiß ich, daß, als im dritten oder vierten Akt der Wienerstudent Ulrich Moser auftreten sollte, ein herzliches Gelächter erscholl, indem meine Tochter, aus Mangel eines andern jungen Menschen, diese Rolle übernommen hatte, und sich nun an einen der Tische setzte, um mitzulesen. Sie las recht gut, die Übrigen auch, Viele, worunter Deinhardstein, meisterhaft. Aber es blieb Lotten in unserm Kreise noch eine Weile der Beinamen: Der Student. Baronin Zay, die mit den Artner'schen sich gerade damals in Wien befand, wohnte der Lesung bei, und es setzte sich unsere in Ungarn geschlossene Freundschaft hier fort.

Im Hause von Tony's Tante lernten wir jenen Winter von 1815 — 1816 einen jungen Mann: Otto Ignatius kennen, der sich eigentlich der Malerkunst gewidmet hatte, aber recht im Sinne der alten deutschen Meister mit seiner Kunst auch Musik und Poesie verband, und in allen dreien, zwar nichts Großes aber recht Dankenswerthes leistete. Er wurde bald einheimisch in unserm Hause, malte meiner Tochter Porträt, das ziemlich gelang, aber doch von Kunstkennern als eine Anfängerarbeit, die für die Zukunft mehr versprach, beurtheilt wurde. Ignatius war ein Liefländer, weitläufig mit Kotzebue verwandt, ein sittlicher, gebildeter junger Mann, der in Berlin ein Liebesverhältniß mit der Tochter eines dortigen Künstlers angeknüpft hatte, von hier nach Italien zu reisen, und wenn er sich dort genugsam ausgebildet, nach Rußland zurückzukehren, eine Anstellung zu finden und sein Mädchen heimzuführen gedachte. Durch ihn lernten wir noch andere eben auch hier befindliche Künstler kennen, und ein anderer junger Mann, Herr Arneth, im k. k. Münzkabinette angestellt, führte einen jungen Grafen Dietrichstein, bei dem er Mentorstelle versah, nebst andern Jünglingen dieses Standes, wie Grafen Walter Stadion, zwei Grafen Lanskoronsky, bei uns ein. Späterhin ließen sich zwei junge Fürsten Schwarzenberg bei uns vorstellen. Alle diese waren ausgezeichnete, sehr artige und einige davon sehr gebildete junge Leute, welche unsere fixirten Abend-

gesellschaften fleißig besuchten, und deren einige, wie Graf Dietrichstein sammt seinem Mentor Arneth und Walter Stadion, beinahe täglich zu uns kamen. Ihre Ältern und Verwandten wußten und billigten dies nicht blos, sie hatten es veranlaßt, und mancher Vater, manche Mutter dieser jungen Leute ließ mir durch andere Personen dafür danken, daß ich ihren Söhnen erlaubte unser Haus zu besuchen. So kam ich mir vor wie eine jener Römischen Matronen, deren Cicero erwähnt, denen man Jünglinge, die sich dem Staatsdienst und der Rednerbühne widmen wollten, zur Aufsicht und zum Umgang übergab, damit sie sinceram latinitatem, und wohlanständige Sitten im Hause solcher Frauen lernen sollten. Die Latinitas war bei mir nicht zu erlernen; aber feine Sitte und gebildeten Umgang fanden sie wohl in unserm Kreise.

Eben in diesem Winter machte eine Räuberbande, deren Haupt ein ehemaliger Soldat mit Namen Grasel war, und die ihr Wesen jenseits der Donau trieb, hier viel Aufsehen. Lange stellte die Polizei ihnen und hauptsächlich dem Hauptmann nach, allerlei sonderbare und mitunter poetische Züge wurden von ihm erzählt, die von einem wilden aber nicht gemeinen Charakter zeugten. Der nun längst verstorbene angesehene Polizeibeamte Regierungsrath la Roze befand sich auf einem Ball zufällig bei demselben Soupertisch mit mir, und

gab uns mehrere Anekdoten von Grafel zum Beſten, die mir Antheil, ja Mitleid mit dem damals ſchon Gefangenen und zum Tode Verurtheilten einflößten. Dies regte meine Phantaſie auf, und ich ſchrieb die Erzählung „den ſchwarzen Fritz,“ der damals vielen Beifall erhielt und in fremde Sprachen überſetzt wurde. So ging der Winter vorüber, im Frühling hatte jene Leſung des Ferdinand Statt, und hierauf trat ich, wie ſchon erzählt wurde, meine Reiſe nach Ungarn mit meiner Tochter zu unſerer Freundin Baronin von Zay an, wo wir einige Wochen im Kreiſe ſo werthgewordener Freunde zubrachten. Wieder nach Wien zurückgekehrt, verſetzte uns eine Kränklichkeit meines Mannes, wohl nicht in augenblickliche Angſt, wie das vergangene Jahr, aber in dauernde Beſorgniß. Es war keine Krankheit, aber es war ein fortwährendes Übelbefinden, mit periodiſchen kleinen Fiebern und Huſten, die ſich regelmäßig jeden Abend zwiſchen acht und neun Uhr einſtellten, und unerklärlicher Mattigkeit, welche ihm den Beſuch des Bureau unmöglich mochte und im Ganzen drei bis vier Wochen anhielt. Die Ärzte erklärten es für eine Folge zu großer Anſtrengung im Arbeiten, und ſo kam denn auch eine abermalige Reiſe in die Berge bei und hinter Lilienfeld ſehr gelegen, da die Geſchäfte hier nicht anſtrengend, die Bergluft aber höchſt wohlthätig befunden wurden.

Hofrath Büel, unser alter Freund, der Lilienfeld und Mariazell nie gesehen, und als Schweizer von Geburt neugierig war unsere Berge kennen zu lernen, begleitete uns mit seinem Eleven dem Grafen Moritz von Brown. Wir fuhren Alle zusammen in zwei Wagen ab, diesmal nicht auf der Wallfahrts-, sondern der gewöhnlichen einst sogenannten Reichsstraße. In dem anmuthigen Waldthal, wo Hadersdorf und Weidlingau, eine Besitzung des Fürsten Dietrichstein liegt, kamen uns dessen Sohn, Graf Dietrichstein und sein Mentor Arneth freundlich entgegen und bewirtheten uns mit einem eleganten Frühstück. Dann ging es weiter bis St. Pölten, wo mein Mann von einigen der Kreis- und Forstbeamten begleitet seinen Weg gegen Ips fortsetzte, wir aber, Lotte und ich, Hofrath Büel und sein Zögling, den unsrigen nach Lilienfeld verfolgten.

Im Stifte wurden wir wie gewohnt mit großer Freundlichkeit empfangen. Wir trafen hier einen alten Bekannten, Herrn Haschka an, den des Herrn Prälaten Sinn für höhere Bildung und längere Bekanntschaft mit demselben ebenfalls zu einem Besuch des Stiftes vermocht hatte. Noch schwebt mir lebhaft unsere Unterhaltung an jenem Abend vor, wie wir alle in meinem Zimmer versammelt, recht heiter und gemüthlich mit den sogenannten Kühlheiten oder Räthseln des Hofrath Lehmann uns unterhielten, die damals in allen geselligen Kreisen cirkulirten, und

je platter und komischer sie waren, desto mehr unser Lachen erregten. Haschka, der ehemalige Professor der Ästhetik, nahm indeß den größten Skandal daran und bemühte sich uns die Geringfügigkeit dieser Witze zu beweisen, an der wir ohnedies nicht zweifelten, die uns aber doch unterhielt, z. B.

Fr. Was für ein Unterschied ist zwischen einer Violine und einem Baum?

Antw. Die Violine hat Ein G. (Saite), der Baum hat Zwei ge.

Fr. Was war König David für ein Landsmann?

Antw. Ein Holländer, denn er sagt von sich: er sei zu Leiden geboren.

Fr. Was trieb der Apostel Paulus für eine Beschäftigung?

Antw. Er war Artillerist, denn er sagt: Unser Wissen ist Stückwerk u. s. w. u. s. w.

Solcher kindischer Räthsel brachte nun Hofrath Büel und wir Übrigen eine Menge vor, zu Haschka's großem Ärger. Beim Eintritt des Prälaten, den früher Geschäfte von uns entfernt gehalten hatten, hoffte der gute alte Herr auf Succurs, er eilte dem Probste entgegen, und beschwerte sich über uns, die ihn schon die ganze Zeit mit elenden Witzen plagten. Aber da kam er vom Regen in die Traufe, denn Prälat Ladislaus, ein genauer Freund von Hofrath Lehmann, brachte nun erst die allerkomischesten und platteſten vor, so daß endlich Haschka selbst mit lachen mußte, und die-

ſes Lachen als Profeſſor der Äſthetik eigentlich damit rechtfertigte, daß er uns die Theorie des Lächerlichen entwickelte, das nach ſeinem Ausſpruch in einer erregten aber ſchmählich getäuſchten Erwartung beſtand.

Am andern Tage, einem herrlichen Septembermorgen, brachen wir — Büel, Graf Brown, Lotte und ich — nach Mariazell auf, durch die Felſenſchluchten, über die ſonnigen Waldhöhen, an klaren rauſchenden Bächen hin, immer tiefer in die Gebirgswelt hinein, wo ſchon hinter dem Annaberg der majeſtätiſche Ötſcher mit ſeiner zur Seite, wie eine Nachtmütze geneigten Spitze vor uns ſtand. Es war mir leid, daß dieſe Gebirgswelt, die ich unſerm Freund hier aufzuführen mich freute, auf ihn — aus ſehr begreiflichen Gründen, eben weil er ein Schweizer war — wohl einen angenehmen, durchaus aber keinen großartigen Eindruck machte. Doch fühlte er ſich ſo wie die Übrigen, durch die Schönheit der Gegenden, durch die Bequemlichkeit und Reinlichkeit der Herbergen, durch das herrliche Herbſtwetter ſehr behaglich geſtimmt, und wir kehrten vergnügt nach zwei bis drei Tagen ins Stift zurück, wohin auch bald Pichler kam uns abzuholen um nach Wien heimzureiſen.

Denſelben Herbſt ſprach man viel von der Erwartung eines erſten Produkts eines bisher ganz unbekannten Dichters, Herrn Grillparzer's, deſſen wahrlich ſehr unromantiſcher Name bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmal genannt wurde, und von dem wenig Jahre

darauf Lord Byron, der gewiß juge compétent war, mit Recht und prophetischem Geiste sagen konnte: Die Welt und Nachwelt werde diesen etwas seltsamen Namen schon aussprechen lernen. Herr von Schreyvogl, einer unserer ausgezeichnetsten Literaten, ein vieljähriger Bekannter von uns, und damals Vicedirektor des Hoftheaters, welcher Stelle er mit Kenntniß, Geist und Kraft vorstand, besuchte uns zuweilen, und hatte die Güte mir fast alle seine neuen Produktionen, noch bevor sie gedruckt wurden, mitzutheilen. Eine Sitte, die in unserm Kreise seit undenklichen Zeiten, schon als meine Ältern noch ihr großes glänzendes Haus hielten, eingeführt war, und wo einst Haschka, Alringer u. s. w., später Hofrath Collin, Streckfuß, Rothkirch und andere uns ihre Leistungen avant la lettre mittheilten. Jetzt ist das, wie so Manches andere aus der Mode gekommen. Schreyvogl gab mir auch die erste Nachricht von dem bisher unbekannten Dichter und dem Trauerspiel: „Die Ahnfrau," das wir zu erwarten hätten, indem er mir einige leichte Umrisse desselben mittheilte: die Schuld der Ahnfrau, die erst mit dem Untergang des ganzen Geschlechts gesühnt werden sollte, die Stellung Jaromirs zu seiner Schwester u. s. w.; und im Voraus freute sich Wien auf diese neue Erscheinung."

Gerade damals aber verließ Fräulein Adamberger die Bühne, denn sie hatte in meinem Hause die Bekanntschaft eines sehr soliden jungen Mannes, des jetzigen

Direktors des k. k. Münz- und Antikenkabinets, Herrn Joseph Arneth, gemacht, und ihn bald darauf durch ihre Hand beglückt.

Endlich führte uns Schreyvogl seinen jungen Schützling, den Verfasser der „Ahnfrau“ auf, die indessen gegeben worden war, und wodurch die Augen nicht bloß der Stadt, sondern Deutschlands, ja Europa's auf denselben gerichtet worden, wie jenes Wort Lord Byron's beweiset. Nie werde ich den Abend vergessen, und den allgemein günstigen Eindruck, den seine Erscheinung hervorbrachte; Grillparzer war nicht hübsch zu nennen, aber eine schlanke Gestalt von mehr als Mittelgröße, schöne blaue Augen, die über die blassen Züge den Ausdruck von Geistestiefe und Güte verbreiteten und eine Fülle von dunkelblonden Locken machten ihn zu einer Erscheinung, die man gewiß nicht so leicht vergaß, wenn man auch ihren Namen nicht kannte, wenn auch der Reichthum eines höchstgebildeten Geistes und eines edlen Gemüths sich nicht so deutlich in allem was er that und sprach, gezeigt hätte. Dieser Eindruck war allgemein in der kleinen Gesellschaft, die sich an jenem Abend in unserm Garten versammelt hatte, und es mochte sich auch der junge Dichter durch das, was er hier gefunden, auf genügende Art angesprochen gefühlt haben, denn er kam von nun an zuweilen und gegen den Winter zu immer öfter.

Noch eine zweite merkwürdige Erscheinung war uns diesen Sommer beschieden, nämlich Öhlenschlä-

ger, dem ein großer literarischer Ruf voranging und ihn beinahe neben Göthe stellte. Wir erwarteten ihn eines Abends im Garten, wo ihn uns der dänische Gesandtschaftssekretär von Cossen aufzuführen versprochen hatte. Alles war gespannt auf seine Ankunft, da man nicht bloß von Ohlenschläger's poetischem Verdienst, sondern von seiner Persönlichkeit viel Lobenswerthes gesagt hatte. Aber es wurde spät und immer später, der Erwartete kam nicht. Eine Freundin meiner Tochter, die Erzieherin in einem großen Hause und ein sehr gebildetes Mädchen war, wollte sich eben, da ihre Stunde zur Rückkehr schon geschlagen hatte, mißmuthig über die verfehlte Hoffnung, entfernen, und stand mit ihrer Elève am Thor des Hauses, als ein Wagen vorfuhr, und Herr von Cossen mit einem Fremden ausstieg, dessen schöne Gestalt jenes Mädchen ganz verblüfft machte, wie sie uns selbst hernach gestand. Es war auch nicht zu läugnen, daß körperliche Schönheit und männlicher Anstand Ohlenschläger's literarischem Ruhm noch zur Folie dienten, so wie im Gegentheil der Gedanke an sein großes Talent, seine Wohlgestalt noch anziehender erscheinen machte. Daß er allgemein gefiel, war also wohl kein Wunder, erhöhte aber in meinen und vieler unparteiischen Augen Grillparzer's Persönlichkeit noch mehr, der ohne Hilfe eines bestechenden Äußern bloß durch den geistigen Eindruck, den er machte, so viel Wohlmeinung gewonnen hatte.

Auch Öhlenſchläger ſchien ſich bei uns zu gefallen. Er beſuchte uns ſehr oft und hielt ſich, der ernſte Mann, der bereits die vierzig überſchritten hatte, am liebſten in den Kreiſen der jungen Mädchen und Männer auf, welche meine Tochter in unſeren Geſellſchaftsabenden umgaben, worüber manche der ältern Frauen, die ſich lieber ſelbſt an ſeinem Umgange hätten erfreuen mögen, ſpöttiſch die Naſen rümpften. Er aber fuhr fort, wenn größere Geſellſchaft da war, ſich mit der Jugend zu unterhalten, der ihn ſein offenes zwangloſes Benehmen, die Friſche ſeiner Empfindungen und Anſichten gleich ſtellte; war aber nicht minder liebenswürdig, geiſtreich und intereſſant im ernſteren Geſpräch, wenn er von ſeinen Reiſen, ſeinen Dichtungen, ſeinen Anſichten über Poeſie und Leben ſprach, in welchem Allen ſich ein höherer moraliſcher Charakter und ein würdiger Standpunkt ausſprach, der über die gemeinen und beſchränkteren Lebensverhältniſſe erhaben, dieſe in ihrem wahren Lichte betrachtete, und ſo ſelbſt dem Tode mit echt tragiſcher Ruhe, eine heitere Seite, wie unſer verklärter Freund Collin, abzugewinnen wußte. Belege dazu finden ſich genug in ſeinen Schriften, und im Gegenſatze mit den damals Mode gewordenen Fluch-, Schauer- und Schickſalsdichtungen ſchrieb er in das Stammbuch eines meiner Bekannten:

Die klare heit're Sonnenhöh' der Tugend
Iſt ſchöner als der Abgrund grauſer Schuld;

Erhabenheit wohnt in der Tiefe nicht,
Und Gott iſt doch poet'ſcher als der Teufel.

Ich bitte Öhlenſchläger um Vergebung, wenn die erſte Zeile nicht treu wiedergegeben iſt — aber ich ſchreibe nach ſo vielen Jahren aus dem Gedächtniß — die übrigen drei ſind genau, und das Ganze charakteriſirt den Dichter, wie mich dünkt, vollkommen. Sein Andenken lebt noch wie ein werthes Bild der Vergangenheit unter uns.

Während Öhlenſchläger noch in Wien war, kam die Zeit unſerer gewöhnlichen Reiſe nach Ungarn. Wir fanden Alles ſo lieb, herzlich, freundlich wie ſonſt im Schloſſe und bei allen übrigen Bekannten in jener Gegend, aber unter dem Landvolk herrſchte Noth und Elend; denn eine Reihe unfruchtbarer Jahre hatte die alten Vorräthe aufgezehrt, und nun trat der Mangel hart heran an dieſe armen Menſchen. Es war eben ſo in Öſterreich, nur gewahrt der Großſtädter dies nicht ſo ſchnell und ſo ſichtlich, wie es ſich auf dem Lande zeigt. Und ſelbſt auf dem Lande war noch ein großer Unterſchied zwiſchen den Bewohnern der fruchtbaren Ebene um Bucſan und Tyrnau herum, und den kargeren Gebirgsgegenden, wo das Stammſchloß Ugroz, die große bedeutende Beſitzung des Hauſes Zay, liegt. Dahin wollte die Baronin in dieſem Sommer gehen, und mir das Vergnügen verſchaffen, ſie zu ſehen. Ihr Gemahl konnte ſich nicht entſchließen ſie zu begleiten, weil er den Anblick der Noth und das Flehen der Hülfs-

bedürftigen fürchtete, denen er vollkommen zu helfen nicht im Stande war. Sie ging daher allein mit uns und den Artner'schen über Pistyan und Trentschin, diese zwei berühmten ungarischen Badeorte, nach Ugroz. Das erste liegt in einer unbedeutenden Gegend, am Ufer der Waag, die hier eine starke Krümmung macht, und daher oft Überschwemmungen verursacht. Damals waren noch gar wenig Anstalten für die Bequemlichkeit der Badegäste getroffen (ein späteres Mal fand ich hier große Verbesserungen). Man wohnte in Bauernhütten, die nicht einmal gediehlt waren, und ein großes Tuch, längs der Wand gespannt, diente zum Schrank für die Kleider, die hinter demselben an Pflöcken aufgehängt waren. Merkwürdig ist die Hitze des Badewassers, dessen Quellen unmittelbar neben der Waag fortlaufen, worin man keinen Finger halten, wohl aber ein Ei sieden lassen könnte. Als in einem folgenden Jahr meine Freundin Therese Artner sich die Bäder von Pistyan nach Bucsan, anderthalb Stunden weit, führen ließ, mußte das Wasser, wenn es ankam, noch eine Weile stehen bleiben, bis es zu der für ein Wannenbad geeigneten Temperatur herabsank.

Von Pöstyan oder Pistyan ging nun unsere Reise in's Waagthal hinein, das in geschichtlicher Hinsicht eine merkwürdige Gegend ist, und wo mehrere noch bestehende oder zerstörte Schlösser, Betzko, Trentschin, so wie früher schon Cseitha und Temetrie geschichtliche Erinnerungen hervorrufen. Baron Mednianszky, dessen

Namen Jedermann kennt, der mit Ungarn und seiner Geschichte nur einigermaßen bekannt ist, und der damals in der Nähe von Bucsan auf seinen Besitzungen lebend, sehr oft ein Gast im Zay'schen Hause war, hatte die Güte gehabt, mich mit einer von ihm selbst entworfenen Schilderung jener Gegenden und ihrer geschichtlichen Merkwürdigkeiten zu versehen, denen noch dazu kleine Handzeichnungen von einigen Ruinen des Waagthals beigefügt waren. Er hatte diese Notizen aus dem reichen Schatze geschichtlicher Quellen, Dokumente, Autographen u. s. w. geschöpft, deren Sammlung seine Lieblingsbeschäftigung war. Die Gegend ist schön, die Berge begrünt, zum Theil bewaldet, dennoch schien es mir als hätten ihre Formen, so wie das Colorit ihrer Vegetation einen andern Charakter als bei uns in Österreich oder Steiermark. Gegen Abend erblickten wir das Trentschiner Schloß auf einem mäßigen Hügel, an dessen Fuße die Waag tobend und wild, wie es im Charakter eines Waldbaches liegt, dahin strömte. Wir gingen hinauf und besahen uns diese mächtigen und noch großentheils unzerstörten Gebäude, welche von der Macht und Fürstengröße Johann Zapolya's zeugten, der hier mit seiner Gemahlin, einer polnischen Prinzessin, als Gegenkönig Ferdinand's I. durch Unterstützung der Pforte, Hof hielt und sich lange behauptete. Von hier fuhren wir tiefer in ein Waldthal hinein, in dem das Bad liegt, das man wohl mit Unrecht das Trentschiner nennt, indem es eigentlich Töplitz

wie das böhmiſche von dem ſlaviſchen Worte „Tepel“ warm heißt. Auf dem Wege dahin hinderte die einbrechende Nacht und ein Gewitter mit Regengüſſen, uns an dem Anblick des freundlichen Waldthales zwiſchen mäßigen ſchön begrünten Bergen zu erfreuen, und auch der nächſte Morgen, an dem mehrere Bekannte meiner Freundinnen, die wir hier trafen, und die ſchon den Abend vorher mit uns ſoupirt hatten, uns überall herum begleiteten, um uns das Bad, das Schloß u. ſ. w. zu zeigen, war zu unfreundlich und nebelhaft, um uns einen rechten Genuß der Gegend zu geſtatten.

Gegen Mittag hellte das Wetter ſich auf, und wir gelangten auf nicht gar bequemen und durch Regen verdorbenen Wegen nach Zay Ugroz. Auf einer kleinen Anhöhe liegt das halb moderne Schloß, denn nur zwei Seiten des Vierecks, welches es bildet, ſind von neuerem Bau, etwa aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die zwei andern viel älteren lagen unbewohnt und unbewohnbar, dem Verfalle nahe. Gegenüber dem Schloſſe zieht ſich eine Hügelreihe hin, deren obere Theile mit Wald gekrönt ſind, während unten der Lehmboden ziemlich nackt zu ſehen iſt, aber das Ganze ſich doch freundlich ausnimmt. Dieſe Beſchaffenheit der Berge, daß nämlich das harte Geſtein, aus dem ſie beſtehen, nicht bis ganz hinab in's Thal reicht, ſondern dieſe Thäler bis auf eine gewiſſe Höhe mit Lehm, Sand u. ſ. w. gleichſam aufgeſchwemmt ſind, iſt wohl auch die Urſache, daß ſie alle beinahe muldenförmig erſchei-

nen, und man äußerſt ſelten auf Quellen ſtößt. Es war daher nothwendig, bei den vielen und oft weiten Spaziergängen in die anmuthigen Berge ringsum, uns immer Waſſer nachtragen zu laſſen, das freilich matt und warm geworden war, wenn wir nach einem angenehmen Gang von ein paar Stunden uns auf einer Waldwieſe oder einer Berghöhe lagerten, die einen hübſchen Ausblick in die Gegend geſtattete, dann Feuer gemacht, der Kaffeh gekocht und von der Geſellſchaft unter Scherzen und Lachen verzehrt wurde. O, das waren ſchöne Abende, wenn ich an Thereſen's Seite ſitzend, mich an ihrer Freundſchaft für mich, an ihrem edlen Gemüthe, an ihrem gebildeten Verſtand und der Einfachheit, mit der ſie Alles betrachtete, erquickte, und oft die zwei „Grasgrünen," wie wir von den Andern ſcherzhaft genannt wurden, faſt die älteſten und zugleich die heiterſten des Kreiſes waren. Jene Benennung von der grünen Farbe hatte aber ihren Urſprung in einem Scherze, indem wir nämlich die Gemüthsſtimmungen der Menſchen um uns, nach Farben zu bezeichnen anfingen, trübe Menſchen grau oder dunkelbraun, jugendlich heitere Gemüther roſenfarb, heftige gelb oder feuerfarb, ſanfte blau u. ſ. w. gedacht wurden, und in dieſem Sinn auch uns beiden, als ſtäts heitern, Gutes hoffenden, vertrauenden Seelen, die grasgrüne Farbe zugetheilt wurde. O, meine Thereſe! von welchem Stern blickſt du vielleicht jetzt nieder und denkſt der Freundin,

die ſo lange nach dir noch auf dieſer ihr ſtäts fremder werdenden Erde weilt?

Der Baron hatte in Rückſicht des hier herrſchenden Elends richtig geſehen. Täglich erſchienen in der Vorhalle des alterthümlichen Schloſſes, vor den Zimmern der Baronin, abgezehrte Jammergeſtalten, deren Manche, wie man ſpäter erfuhr, mit Gras in Ermanglung jeder andern Nahrung ihren ſchreienden Hunger hatten ſtillen müſſen. Die gütige Herrin half ſo Vielen und ſo viel ſie vermochte, ſie unterſtützte ſie mit Nahrungsmitteln, mit Geld, ſie gab ihnen Arzneien, denn Viele waren krank, und ſo war ihr Erſcheinen auf dem Bergſchloſſe wirklich das eines hilfreichen Engels.

Unter den Spaziergängen, welche wir von hier in die Umgegend machten, war einer der fernſten aber auch der ſchönſten, der Beſuch der alten Bergfeſte Zay Ugroz, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts während der Religionskriege noch bewohnt geweſen war, und einmal einer großen Anzahl Flüchtiger zur Zufluchtsſtätte vor den Gräueln des Krieges gedient hatte. Dieſes Schloß liegt wie ein rechter Adlerhorſt auf der Spitze eines aus der übrigen Reihe tretenden Felſens, rückwärts und an den Seiten von andern Felſenwänden umgeben und nur vorne über den bewaldeten Rücken des Berges herab, weit über die Ebene ſchauend, die ihr damals ringsumher unterworfen war. Sie iſt noch ziemlich wohl erhalten. Eine Ciſterne mit köſtlichem Waſſer, eine Küche mit Herd und Schorn-

ſtein, eine Kapelle, viele Thüren und Fenſter ſind noch in gutem Stande, und konnten mit nicht zu großen Anſtalten, für ein Mittagsmal oder auch ein Nachtlager, einer nicht unbedeutend großen Geſellſchaft wohnlich gemacht werden. Auch wir ſpeiſeten oben, und es ſtand Thereſen und mir frei, uns recht in die mittelalterliche Sitte, von der wir rings umgeben waren, hineinzuträumen. — Seitdem iſt dieſe Ruine von dem jetzigen Beſitzer ſehr viel verbeſſert und zum Gebrauch hergerichtet worden, ſo wie das halb neue Schloß, die eigentliche Wohnung der Familie, ebenfalls ganz umgeſtaltet wurde.

Zurück nach Wien gekommen, trafen wir Öhlenſchläger noch, was uns ſehr freute, und genoſſen noch mehrere Male ſeines anziehenden Umganges. Denſelben Sommer begleiteten wir noch Pichler auf einer Geſchäftsreiſe, die ihn nach Brünn führte. Ich hatte gehofft, die drei oder vier Tage, während Pichler ſich anhaltend mit der Unterſuchung der Strafanſtalten zu beſchäftigen hatte, nach Reitz zu Graf Salm zu gehen, zu dieſem eben ſo durch ſeinen würdigen Charakter als ſeine Geiſtesbildung allgemein geſchätzten Cavalier, mit dem ich, ſo wie mit ſeiner ihm ganz gleichen Gemahlin, einem gebornen Fräulein Mac-Affry, ſeit langem bekannt war, und bei welchem ſich Hormayr, der damals noch nicht nach Wien durfte, ſeit ſeiner Freilaſſung aufhielt. Hormayr hatte das eingeleitet, aber ein Zufall vereitelte den Plan, und ſo blieben meine Tochter

und ich in der uns ganz fremden Stadt, wo ich nur einmal in meiner frühern Jugend mit meinen Ältern ein paar (herzlich langweilige) Tage zugebracht hatte, uns ganz allein überlaſſen, denn der Vater und Gemahl war zu beſchäftigt, um uns Geſellſchaft zu leiſten. Alle dieſe Umſtände, ſo wie die Erinnerungen machten mir dieſen Séjour unangenehm, und überdies kam mir noch die Feſte des Spielbergs, die die ganze Stadt überragt und in alle Gaſſen hineinſchaut, wie eine Perſonifikation der Inquiſition oder geheimen Polizei vor, die ebenfalls überall in alle häuslichen Geheimniſſe oder freundſchaftlichen Verhältniſſe blicken will. Hier war ja Hormayr längere Zeit gefangen gehalten worden, und als wir hinaufſtiegen, das Äußere des Baues zu beſehen, uns die Gefangenen entgegen kamen, welche Waſſer holten, und wir hier und dort die wie vergitterte Brunnen oder hohe Drahtkäfiche aus der Erde heraufragenden Maſchinen ſahen, die wahrſcheinlich unterirdiſchen Gefängniſſen zu Soupirails dienten, da überfiel uns Bangigkeit und Grauen, und wir waren froh, als wir wieder hinabſtiegen und uns die Straßen und Häuſer der Stadt umgaben. An einem Nachmittag ſpazierten wir, weil wir gar nichts zu thun wußten, auf ein nahe gelegenes Dorf Kummrowitz, wenn ich nicht irre, wo Kirchtag ſeyn ſollte. Wohl begegneten wir mehreren Perſonen, die ſich in gleicher Richtung mit uns bewegten, aber von der heitern Fröhlichkeit, der lauten Freude, welche in Öſterreich einen

ſolchen Tag charakteriſirt, war hier keine Spur, und Lotte ſagte: Sieh nur einmal, die Leute ſehen alle aus, als ob man ſie zum Kirchtag geprügelt hätte.

Pichler's Geſchäfte waren bald geendet, und wir kehrten nach Wien zurück, aber nur um ſogleich eine zweite Reiſe nach Linz zu machen, und zwar in derſelben Abſicht, nämlich, damit mein Mann auch hier die Strafanſtalten beſehen könne, weil er ſich mit der Einrichtung und Verbeſſerung des Strafhauſes in Wien, während ihm das Referat über mehrere Stiftungen und Anſtalten, nämlich über das Waiſen-, Kranken-, Findel-, Straf- und Arbeitshaus aufgetragen war, ſehr ernſtlich beſchäftigte, und daher ſich überall von dem Stande, den Einrichtungen, Wirkungen ſolcher Anſtalten überzeugen wollte. Vieles und Nützliches hat er in dieſem Kreiſe geleiſtet, die Einrichtung des hieſigen Strafhauſes iſt ſein Werk, er hat die Arbeitszimmer geſtiftet, in denen die Sträflinge unter ſtrenger Aufſicht und bei gänzlichem Stillſchweigen, je nach ihrem Geſchlecht, Alter, Kräften und Geſchicklichkeit zu verſchiedenen Arbeiten, deren Ertrag großentheils den Sträflingen zu Gute kommt, angehalten werden. Dieſe Arbeiten beſtehen meiſt in den Bedürfniſſen der Anſtalt ſelbſt oder anderer milden Stiftungen. Hier werden alſo Leinwanden gewebt, Kotzen verfertigt, Schuhe, Anzüge für die Sträflinge u. ſ. w. gemacht. Verſtand der Sträfling ſchon eine Arbeit, ſo wurde er dazu verwendet, war er zu keiner geſchickt, ſo mußte er die eine oder andere hier lernen. Dadurch ge-

ſchah es, daß Mancher, beſonders jüngere Leute, hier erſt in der Strafanſtalt in den Stand geſetzt wurden, ſich künftig ihr Brot ehrlich zu erwerben. Auch wurde ihnen beim Austritt aus der Anſtalt das Geld, was ihnen nach Abzug ihrer Verpflegungskoſten, von dem Erwerb ihrer Arbeit übrig geblieben, eingehändigt, ſo daß ſie etwas beſaßen, wann ſie entlaſſen wurden, und nicht gezwungen waren, ſich ſogleich einem nichtswürdigen Leben hinzugeben, ſondern ſich ruhig um einen rechtlichen Erwerb umſehen konnten. Überdies war durch einen Geiſtlichen, der die Sträflinge in der Religion unterrichtete und durch Sonntagsſchulen auch für ihre geiſtige Ausbildung geſorgt. Dieſe Plane und ihre Ausführung beſchäftigten Pichler ſehr, und auf jenen Reiſen ſuchte er durch Beſuch dieſer Corrections- ſowohl als anderer Anſtalten, ſo wie durch Leſung alles deſſen, was über dieſen Gegenſtand geſchrieben wurde, ſeine Anſichten immer mehr auszubilden und zu berichtigen.

Während dieſer Reiſe nach Oberöſterreich, welche unmittelbar auf jene nach Brünn folgte, konnten wir recht den Unterſchied des Nationalcharakters, in Geſtalt, Ausſehen und Benehmen der deutſchen und ſlaviſchen Nation bemerken. Wenn uns in Brünn, ſo wie viele Jahre ſpäter in Prag, ein ernſter, beinahe düſterer Ausdruck des ganzen Volkes entgegentrat, wenn weder Mienen, noch Geberden, noch Geſang oder Muſik auf den Straßen (ſelbſt nicht im „klangreichen Böhmerland“) eine fröhliche Stimmung verkündeten, und

die mehr den mongoliſchen Charakter tragenden Züge nicht freundlich erſchienen, ſo begegneten uns in der Nähe von Linz muntere Landleute mit fröhlichen Geſichtern. Blühend hübſche Bauernmädchen, ihre bunten Tücher nicht ohne Schönheitsſinn um den Kopf gebunden, ſaßen auf Wagen mit Grummet, und alle ſahen heiter aus, obgleich auch dieſes Land, ſo wie die übrigen, den Druck der Zeit durch mehrjährige ſchlechte Ernten fühlte. In dieſer Rückſicht trug man ſich mit allerlei Sagen und Prophezeiungen, wie nämlich der Thürmer von St. Stephan in einer, ich weiß nicht welcher Nacht, ein Geſicht geſehen habe, das ihm für das kommende Jahr 1818 die Peſt mit Hungersnoth und Leichen in allen Straßen der Stadt gezeigt hatte u. ſ. w.

Mir war dieſes Jahr ziemlich angenehm vergangen, nur ein langwieriges Augenübel, das eigentlich in einem für das Licht allzu empfindlichen Nervenreiz beſtand, nöthigte mich oft, mich eines Schirms zu bedienen, ja manchmal die Augen ganz zu ſchließen, weil jeder hellere Strahl ſie verletzte. Nicht ein weißes Kleid durfte ich tragen, weil es mir die Augen faſt ſchmerzlich reitzte. Dieſer Zuſtand war mir oft ſehr peinlich, denn er machte mir Leſen, beſonders muſikaliſcher Blätter, beſchwerlich und jede Handarbeit, außer dem Stricken, faſt unmöglich. Eine große Erleichterung war es für mich, daß mich das Augenübel nicht am Schreiben hinderte, und ich daher meinen Fleiß in dieſer Hinſicht nicht einzuſtellen brauchte.

Wirklich hatte ich jetzt eine größere Arbeit angefangen, einen Roman: „Frauenwürde,“ welcher den zweiten Vers des Schiller'schen Spruches: „Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht, der Übel größtes aber iſt die Schuld,“ eben ſo durch Leben und Beiſpiel zeigen ſollte, wie im „Agathokles“ den erſten auszuführen meine Abſicht geweſen. Es ſollte aus dieſem Romane hervorgehen, daß auch die glänzendſten Eigenſchaften, Talente, Geiſtesſchwung und Herzensgüte nicht hinreichend ſind, ein dauerhaftes Glück zu begründen, ſobald ſie nicht von Achtung für die Pflicht und ſtrenger Befolgung derſelben begleitet ſind. Roſalie Sarewsky, eine junge, reiche, ſchöne, talent- und gemüthvolle Frau, erreicht nicht allein das Ziel ihres Strebens nicht, ſich ein dauerndes Glück zu gründen, ſie fühlt ſich vielmehr in jeder Lage ihres Lebens unglücklich, ſie klagt beſtändig über ihr hartes Geſchick, das ſie verfolgt, und ahnt nicht, daß es ihr pflichtwidriges Benehmen iſt, zu dem ſie ſich durch Phantaſie und Leidenſchaft hatte hinreißen laſſen, was ihren Frieden und ihr Glück zerſtört.

Dieſe Romangeſtalt war nicht ein bloßes Ideal. Viele, ja die meiſten Züge, welche nämlich nicht der äußern Stellung in der Welt, ſondern dem moraliſchen Innern gelten, waren von jener ſchönen und intereſſanten Frau von K. entlehnt, die lange ein Mitglied unſeres engen Kreiſes geweſen, deren Herz unbefriedigt in ihrer Ehe, ſtäts nach Außen um ſich griff

und nach einander, bloß so weit ich sie beobachten konnte, drei- bis viermal Leidenschaften eingeflößt und getheilt hatte. Nun war sie seit ein paar Jahren todt — aber nicht so wie ich Rosalien, und ich glaube nicht ohne gehörige Konsequenz geschildert, durch Selbstmord, sondern an einer langen unheilbaren Brustkrankheit gestorben, und ich konnte meine Schilderung ziemlich getreu machen. Auch bei Frau von K. waren, wie bei Rosalien, herrliche Geistesanlagen gar nicht oder zweckwidrig entwickelt worden, auch bei ihr führten Phantasie und Gefühl den Oberbefehl über die gesammten Geisteskräfte, und eine schöne Gestalt, die Leichtigkeit, womit sie Alles, was sie zu lernen oder zu üben wünschte, in Musik, Zeichnung, ja auch in der Poesie auf einen bedeutenden Grad brachte, würden sie, bei zusagenden häuslichen Verhältnissen und Umgebungen vielleicht zu einer berühmten Frau wie die Sarewsky gemacht haben. Übrigens hatte ich die glänzende Periode des Freiheitskrieges in Deutschland zum Hintergrund des Gemäldes gewählt, und dadurch sowohl, als durch die mancherlei politischen und socialen Ideen, welche damals die Gemüther erfüllten und bewegten, demselben einen lebhafteren Reiz zu verleihen gestrebt. Hierbei fällt mir eine Bemerkung ein, welche ich später aus dem Munde eines sehr gebildeten und geistvollen Mannes vernahm, und die mich auf eine Betrachtung leitete, welche ich seitdem bei meinen eigenen sowohl als fremden Arbeiten anzustellen nur zu oft Gelegenheit hatte.

Wie es nämlich Schriftstellern, vorzüglich Dichtern, öfters ergeht, daß die Leser in ihren Schriften etwas suchen und finden, und wirklich mit statthaften Gründen dessen Absichtlichkeit beweisen, woran der Dichter nicht gedacht hatte, als er jene Stellen schrieb oder diesen Charakter schilderte; so war es auch bei diesem Roman. Jener sehr geistreiche und gebildete Mann behauptete, daß ich in Fahrnau und Lothar die zwei Haupttendenzen jener Zeit, Aristokratismus und Liberalismus dargestellt hätte. Mich überraschte diese Bemerkung, da ich durchaus beim Entwerfen meines Planes nicht daran gedacht hatte. Ich hatte nur eines Charakters, wie Lothar bedurft, um Rosalien in jene Lagen zu versetzen, wie sie nothwendig bei ihr die beabsichtigte Katastrophe hervorbringen mußten. Oder vielmehr, da dies Verfahren für die Art wie ich zu arbeiten pflegte, viel zu planmäßig und überlegt zu nennen wäre, ich sah mit den Augen des Geistes, der Phantasie diese Personen. — Ich erschuf sie nicht, sie waren da, und sie handelten und wirkten vor meinen geistigen Augen nach ihrer Natur, wie sie eben wirken konnten. An jenen Gegensatz der damals sehr oft besprochenen Ideen von Aristokratismus und Liberalismus hatte ich nicht gedacht, mußte aber, wie mir die Bemerkung gemacht wurde, selbst gestehen, daß es so aussah, als hätte ich geflissentlich jene zwei Systeme in Handlung und Konflikt mit einander zu stellen beabsichtigt. Eine sehr achtungswürdige Frau hatte es

getadelt, daß ich auf Leonoren's Charakter den Schatten einer leichten Neigung zu einem andern Mann, ihrem edlen Freunde Tengenbach hatte fallen lassen. Auch hierüber glaube ich mich mit der Ansicht rechtfertigen zu können, daß es mir bei meinen Begriffen von dem richtigen und allein beglückenden Verhältniß zwischen Weib und Mann in der Ehe, nothwendig schien, Fahrnau neben Eleonoren nicht gar zu tief sinken zu lassen. Er *soll* und *muß* im innern Menschenwerthe, höher als sie stehen, wenn sie an seiner Seite sich glücklich fühlen soll. Darum muß er durch seine Theilnahme am Kampfe für die Freiheit des Vaterlands, durch seinen Muth, durch die Gefahr und Leiden, denen er sich bloß stellt, sich im Allgemeinen schon über sie erheben, aber er muß auch eben in jenem Punkt, in welchem seine größte Schwäche liegt, die ihn dem Tadel billig aussetzt, nicht zu tief sinken. — Es muß aus ihrem, wie aus seinem Betragen hervorgehen, daß das menschliche Herz oft und vielfältig schwach ist, und nur Wenige sind, die *mit Recht* den *ersten Stein* aufheben dürften, um es zu strafen. Auch Fahrnau hat zu verzeihen, wenn gleich nicht so Viel und so Entschiedenes. — Leonore hat sich des Eindrucks, den der unglückliche, edle, aufopfernde Freund, der Mann, dem sie meist hätte angehören sollen, und den ein Zufall ihr nach langer Zeit entgegenführte, auf ihr Herz gemacht, nicht ganz erwehren, sie hat ihn nicht mit völlig ruhigem Gemüth betrachten können. Sie hat gefehlt;

aber sie hat ihren Fehler erkannt, bereut und gebüßt — und wer wird in der Lage, in der sich die vom Gemahl Vernachlässigte, Verlassene, tief Gekränkte befand, sie wohl streng zu richten wagen? Fahrnau erkennt dies wohl, er fühlt sein Unrecht gegen sie, sie das ihrige gegen ihn, und so kommen sich Herzen und Geister nach schweren Prüfungen geläutert, liebend und treu entgegen. Das war meine Vorstellung von Leonoren's Verhältniß zu ihrem Mann und zu Tengenbach.

Unser Freund Hofrath Büel verließ uns diesen Sommer, um, nachdem er die Erziehung des jungen Grafen Moritz Brown beendet hatte, und dieser an Geist und Kraft wunderbar herabgekommene Jüngling in's Militär getreten war, über Oberitalien in sein Vaterland, nach Zürich zurückzukehren. Diese Abreise war ein großer Verlust für mich insbesondere, aber auch für unseren ganzen geselligen Kreis. Büel war ein Mann von gediegenem Charakter, gründlichen Kenntnissen, christlichem Sinn und herzlicher, beinahe kindlicher Wahrheit und Güte. Ihm konnte ich vertrauen, ihm vertraute ich auch von Herzen, ihm konnte ich recht ernst über manche Vorgänge in meinem Innern, über meine Fehler und Irrthümer sprechen, und oft sagte ich im Scherz (er war reformirter Prediger in der Schweiz und mit einer liebenswürdigen Frau verheirathet gewesen, nach deren Tod er seine Stelle aufgab, sein Vaterland verließ, in Deutschland herumreisete, und ich weiß nicht mehr wie, die Hofmeisterstelle bei Graf Brown

übernahm), oft also sagte ich ihm im Scherz: für mich als Katholikin sei sein Priesterthum ein Character indelebilis. und als solchen betrachtete ich ihn wie meinen Beichtvater. Und wirklich hat der erfahrene Freund, der Welt und Menschen genau kannte, und mir herzlich wohl wollte, mir manchen weisen Rath gegeben, manchen Trost ertheilt, und mehr als einmal eben wie mein guter Pater Marcellian mir das rechte Verständniß meines Innern eröffnet.

Mit ihm verließen auch die beiden jungen Maler Ignatius und Pezzold Wien, um wenigstens einen Theil ihrer Römerreise mit dem väterlichen Freund zu machen. Wir gaben Ignatius noch eine hübsche Uhr meiner Mutter und andere kleine Andenken mit; wir hofften ihn wieder zu sehen. — Es kam anders. Er kehrte über München nach Petersburg zurück, wo er nach einiger Zeit eine genügende Versorgung als Hofmaler in Zarskoje-Selo fand, dann sein Mädchen (Fräulein Schadow) aus Berlin abholte, und, nur zu kurze Zeit mit ihr glücklich lebte. Sie starb bald, und er folgte ihr in Kurzem. Friede seinem Andenken! Er war ein vorzüglicher junger Mann und ein freundlicher Briefverkehr verband uns bis zu seinem Tode. Noch besitze ich radirte Blätter, die er mir als Andenken geschickt, meist religiöse Sujets; ein anderes Cahier ebenfalls von seiner Hand, Ansichten von Petersburg, die uns besonders zur Zeit, als die große Überschwemmung der Newa Aller Blicke auf diese hart mitgenommene Stadt

zog, von großem Intereſſe waren, habe ich ſpäter einer Freundin, die ſelbſt Künſtlerin iſt, der Frau Pauline von Schmerling verehrt. Wohl glaubte meine Tochter in einer Stelle eines Briefes, den Ignatius aus Rom an eine gewiſſe Frau von Krauſe geſchrieben, die wir ſpäter kennen lernten, und die uns, wie Lotte ſich erinnert, dieſen Brief ſelbſt mittheilte, einen bittern Anſtoß zu finden. Er hatte nämlich an Frau von K. geſchrieben: Ein Wort von Ihnen iſt mir lieber als ein Brief der Pichler. — Ich habe die Stelle auch geleſen, ſie hat mich nicht erfreut, aber Frau von K. war jung und ziemlich hübſch, Ignatius hatte ſich ſonſt in jedem Stücke als rechtlicher Freund gegen uns bewieſen, ſo nahm ich ihm denn jene Äußerung nicht ſo übel, und blieb ihm nach wie vor herzlich gut.

Nach dieſer Abſchweifung, die ich mir erlaubt, um das Verhältniß, in welchem Büel zu uns ſtand, ganz bis zu ſeinem Tode zu ſchildern, wozu in den ſpätern geeigneten Jahren, zwiſchen lebhafter bewegten Scenen vielleicht ſich keine paſſende Gelegenheit geboten hätte, kehre ich zu dem Sommer von 1817 zurück.

Der Herbſt nahte ſich mit ſeinen geſelligern Abenden, wir blieben jede Woche, ſo wie früher zu Lebzeiten meiner Mutter, ich denke jeden Dinſtag und Donnerſtag Abends, zu Hauſe, um die Beſuche unſerer Freunde und auch Fremder zu empfangen. Außer dieſen gingen wir aber auch an Sonntagen Abends faſt niemals aus, weil mir der Zuſammenfluß ſo vieler Menſchen, wie

er an Feiertagen Statt zu finden pflegt, unangenehm war. Des Sonntags aber kamen nur unſre nähern Freunde und Bekannten, die Baroninnen Rothkirch, Richler, Hr. Bretton u. ſ. w. zu uns.

Grillparzer, den unſer Haus und der Ton der darin herrſchte, ſo wie der Kreis, der uns umgab, im Anfange angeſprochen zu haben ſchienen, war an Dinſtagen und Donnerſtagen Abends oft bei uns, und nicht ſelten an Sonntagen unſer Gaſt zu Mittag, dann blieb er auch manchmal den Nachmittag und Abend bei uns, und machte mit mir und meiner Tochter Muſik, denn er ſpielt ſehr fertig Fortepiano, und phantaſirt auf demſelben mit eben ſo viel Talent als Geſchmack. Sein reich geſchmückter Geiſt, noch mehr aber die Einfachheit und Herzlichkeit ſeines Benehmens, gewannen ihm unſer Aller Achtung und Zuneigung, und auch er ſchien ſich mit gleichen Geſinnungen an uns anzuſchließen. Er benahm ſich offen und herzlich: er erzählte von ſeiner Jugend, von ſeinen Eigenheiten, theilte uns ſeine poetiſchen Plane mit (damals arbeitete er an der Sappho) und manches kleine Gedicht, von denen einige ihren Urſprung ſeinem Umgang mit unſerm Hauſe dankten. So z. B.: Das Geſpräch in der Bildergallerie und das ſchöne Frühlingsgeſpräch, das, wie ich glaube, bald darauf in der Aglaja erſchien. Wir waren nämlich an einem ſchönen Frühlingsnachmittag, wo die außergewöhnliche Wärme die Blüthen im Garten vor der

Zeit erſchloſſen hatte, hinabgegangen, und ſtanden vor einem Mandelbaume, der in den erſten Tagen des Aprils, oder gar noch in den letzten des Märzes, mit tauſend halbröthlichen Blüthen prangte, und ſprachen darüber. Außer meiner Tochter und Grillparzer war noch Graf v. Stadion, der als Kadet in der nahen Kaſerne wohnte, und uns oft beſuchte, gegenwärtig, und ich ſtand bei dem Dichter in dem Verdachte im Leben, und auch in den Erzeugniſſen der Poeſie, das Ernſte, das Moraliſche, welches den Menſchen erhebt und beſſert, dem rein Phantaſtiſchen, der poetiſchen Poeſie vorzuziehen. Wenige Tage darauf brachte nun Grillparzer das folgende Gedicht, welches den Vorgang und die theilnehmenden Perſonen vortrefflich charakteriſirte.

Mutter. Wie die Knoſpen ſchwellend blitzen!
Jede ſcheint ein ſchöner Stern;
Er kann blühen, er kann nützen,
Blüth' und Frucht, ſo hab' ich's gern.

Der Dichter. Glücklich bin ich wie ein König!
Mir gefällt der wack're Strauch.
Schläft acht Mond', blüht dann ein wenig,
Ja, bei Gott! ſo mach' ich's auch.

Mädchen. Weiß der Unſchuld, Roth der Freude,
Und der Hoffnung frommes Grün,
Stehn auf ihrem Blüthenkleide,
Und zum Himmel ſehn ſie hin.

Soldat. Weiß und roth, mit Grün umwachſen,
Recht gut kaiſerlich, für wahr!
Hat man Luſt ſich rum zu boren
Beut er ſeine Gerten dar *).

Der Gärtner, nachdem jene Perſonen ſich entfernt haben.

Ei! mit Hoffen, Wünſchen, Freuen!
Mit Erwartung, Blüth' und Frucht!
Heut Nacht kommts, denk ich, zum Schneien,
Dann kommt morgen her, und ſucht!

Und wirklich, um den Spruch des alten Römers wahr zu machen, daß die Dichter Seher ſind: — ast sacri vates et divum cura vocamur — kam bald darauf Kälte und Reif, und der Mandelbaum, der die Veranlaſſung zu dem ſonnigen Gedichte geweſen, brachte auch nicht Eine Frucht. Ein paar Jahre darnach ging er ganz zu Grunde, es war ein ſehr alter Baum, und mit ihm die letzte ſichtbare Erinnerung an jene ſchöne Zeit, wo wir uns an Grillparzer's Umgang erfreuten, und er ſich in unſerer Freundſchaft zu gefallen ſchien.

Die Sappho war nun vollendet und ſollte gegeben werden. Ein Zug der Grillparzer's Gemüthsſtimmung treu abſpiegelt, war ein Traum, den er uns damals erzählte. Er träumte nämlich, er befände ſich bei der erſten Aufführung der Sappho im Theater; das Stück

*) Die im Frühling von den geſchnittenen Bäumen auf der Erde liegen.

mißfiel gänzlich, und er sah, wie ich und meine Tochter in einer Loge durch Lachen und spöttische Mienen in das allgemeine Urtheil einstimmten, und uns über das Stück lustig machten. Dieses Traumbild war nichts anderes als der Unfrieden, wie er ihn selbst in einem spätern Gedichte nennt; dieß tückische Gespenst, das aus seinen Werken, so wie sie vollendet sind, hämisch herausblickt, und ihm sagt, daß sie nichts taugen; es war die Stimme des Hypochonders in ihm, welche ihm im Voraus schon jede Freude verleidet.

Bei der Aufführung ging es ganz anders, als der mißmuthige Dichter geglaubt hatte, die Sappho fand ungeheuern Beifall, und wir erfreuten uns bei der ersten Vorstellung von ganzem Herzen des Triumphs, den der Dichter feierte.

Bald nachher aber wurde seine Stimmung immer trüber und trüber, er kam selten und immer seltner zu uns, und da wir gar keine Veranlassung zu dieser Veränderung kannten oder ersinnen konnten, mußten wir sie, so leid es uns that, ertragen, ohne etwas dagegen thun zu können.

Ich habe bei den Beziehungen unsers Hauses zu dem Verfasser der Sappho, so wie früher bei denen zu Büel, um des Zusammenhanges willen, der Zeit vorgegriffen, denn die Sappho wurde erst 1818 aufgeführt.

Dieses Jahr ließ sich in Beziehung der Witterung viel besser an, als mehrere vorhergegangene. Man versprach sich eine gesegnete Ernte, und die düstere Pro-

phezeiung von dem Geſicht, welches der Thürmer von St. Stevhan geſehen haben ſollte, ging nicht in Erfüllung. Aber niemand ſprach darüber und ſo ſind die Götter gerettet, und die Orakel blieben bei Ehren. Trifft eine ſolche Vorherſehung ein, hält ein Loostag Wort, und bringt das Wetter, das er nach dem Sprichwort bringen ſollte (und dieſe ſind nicht bloß aus der Luft gegriffen, ſondern auf vieljährige Erfahrung der Landleute, Jäger u. ſ. w. gegründet) ſo wird es mit Vergnügen bemerkt; fehlt die Vorausſagung, ſo denkt Niemand daran; ſie wird nicht Lügen geſtraft, ſondern man baut das nächſte Jahr darauf mit eben der Zuverſicht als auf etwas Unfehlbares.

Im Anfange des Sommers gingen wir wieder nach Lilienfeld, wo Pichler oft Geſchäfte in den weitläufigen Waldungen des Stiftes ſowol, als den angränzenden Gräflich Hoyos'ſchen Beſitzungen hatte. Wir freuten uns auch den würdigen Herrn Prälaten wieder zu ſehen, der uns ſtets freundſchaftlich behandelte, und ſo zählten wir auf einige recht genußreiche Tage in der herrlichen Gebirgsgegend.

War es dieſen Sommer oder den darauf folgenden, ich erinnere mich deſſen nicht genau, und es iſt auch gleichgültig, genug der Herr Prälat lud uns ein, die Kloſteralpe zu beſteigen, die ſich gleich hinter dem Stifte in die Lüfte erhebt, und wir nahmen den

Vorſchlag mit Freuden an. Sehr früh Morgens brachen wir in zahlreicher Geſellſchaft auf, an der leider mein Mann, den ſeine Geſchäfte abhielten, nicht Theil nehmen konnte, und ſtiegen munter bergan, bei dem ſchönen Waſſerfall vorbei ungefähr anderthalb Stunden, bis auf den ſogenannten Kulm, wo ſich eine Meierei des Stiftes befand. Von dieſen Anhöhen ſahen wir, wenn wir uns rückwärts wandten, die Abtei mit allen ihren weitläufigen Gebäuden, den ganzen Ort Lilienfeld, das dazu gehörige Markt l oder Dörfel wie es heißt, wo die Gewehrfabrik iſt, wie aus der Vogelperſpective, tief unter uns liegen. Es iſt eine eigenthümliche Empfindung auf einmal ſo hoch, ſo fern auf die Gegenſtände herab zu blicken, die uns ſonſt nahe umgaben, zwiſchen denen wir wandelten, lebten, unſere Geſchäfte trieben. Wie ſo ganz anders ſtellen ſie ſich nun unſern Augen dar! Wie klar ſahen wir ihre Lage gegeneinander, ihren Zuſammenhang, ihre ganze Örtlichkeit ein, deren Beziehungen uns früher, als ſie uns noch dicht umgaben, ganz entgangen waren! Iſt es im Leben nicht auch ſo? Gehört nicht ein längerer Verlauf der Zeit, eine Fernſtellung durch Zeit oder Raum dazu — oft lange Jahre — bis wir über eine Periode unſers eignen Lebens oder auch der Geſchichte ein klares richtiges Urtheil, sine ira nec studio, wie Tacitus ſagt, zu fällen im Stande ſind?

Auf dem Kulm wurde ein ländliches Frühſtück eingenommen, und nach einigem Ausruhen, der Weg

auf die Alpe fortgeſetzt. Hier wurde das Gehen oft beſchwerlich. Es ging über ſteinichte Stellen, wo man klettern mußte, oder über ziemlich gäh aufſteigende Alpenwieſen; und da die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand, wirkte auch die Wärme drückend auf uns, obwohl die reine Luft und der Duft der würzigen Kräuter dem Steigen viel von ſeiner Beſchwerlichkeit benahmen. Die letzte ſteile Anhöhe am Saum eines Waldes hin kam mir, nachdem wir bereits mehr als drei Stunden immerfort bergan geſtiegen waren, ſehr ermüdend vor. Freundlich unterſtützten mich unſere Begleiter und ſo gelangte ich endlich auf den Gipfel und zur Sennhütte.

Hinter oder vielmehr vor derſelben führte man uns nun durch ein kleines Gebüſch auf einen freien Raſenplatz, und hier lagerte ſich die ganze Geſellſchaft ins kurze balſamduftende Alpengras, und ruhte eine Weile aus. Ich hatte mich nach dem Rathe, den man mir gab, der Länge nach hingeſtreckt, und — wunderbare Kraft der reinen Bergluft und der Alpennatur! meine ganze Ermüdung und Erſchöpfung verlor ſich, und nach wenigen Minuten fühlte ich mich ſo geſtärkt und erheitert, daß ich aufſprang und mir vorkam als wäre ich wieder jung geworden. Doch konnte ich mich nicht mit Antäus vergleichen, denn ſicherlich war es nicht die bloße Einwirkung der mütterlichen Erde, welche mit verjüngernder Kraft auf mich eindrang, ſondern das Ganze der mich umgebenden Natur. Jetzt traten wir Alle an den Rand der Wieſe, auf welche wir uns

gelagert hatten, und welche Aussicht bot sich uns dar! Von St. Pölten, ja von Mölk an, bis gegen Wien lag das ganze Waldviertel wie eine ausgebreitete Landkarte unter uns. Wir konnten den Lauf der Donau durch diese ganze Strecke verfolgen, und jenseits des Stroms noch einen großen Theil des hügelichten, größtentheils mit Wald bedeckten Viertels Obermannhardsberg. Durch ein gutes Fernrohr entdeckten sich dem bewaffneten Auge noch entferntere Punkte, und der Herr Prälat glaubte mit Zuversicht, bei besonders reiner Luft einmal, als er sich mit dem Erzherzoge Johann eben auf diesem Punkt seiner Berge befand, den Stephansthurm unterschieden zu haben. Sicher ist es, daß ein paar Jahre später, da ich eben auch in Gesellschaft des Herrn Prälaten und einiger seiner Begleiter den Stephansthurm bestieg, wir in der Gegend, in der Lilienfeld liegt, durchs Fernrohr Berge gewahrten, deren Umrisse ziemlich mit denen des Mukenkogels (so heißt die Stiftsalpe) und der sie umgebenden Bergspitzen übereinstimmten. Wenn man nun vom Stephansthurm aus jene Berge sehen kann, so kann man ja wohl auch bei recht heitrer Luft von diesen aus den Thurm erkennen. Wunderschön war der Ausblick über diesen weiten Landstrich hin; es war von oberhalb Mölk's abwärts, über Pechlarn, Mautern u. s. w. der Weg, den die Burgunden des „Nibelungen-Liedes“ gezogen waren, und es bestärkte sich in uns die Meinung, welche mehrere Schriftsteller geäußert, daß diese genaue Kenntniß und Schilderung

des Reiseweges, so wie mehrere andere Umstände darauf hindeuten, daß der Sänger des berühmten Heldenliedes ein geborner Österreicher oder sehr bekannt mit diesem Lande gewesen seyn mußte.

Das war die Fernsicht welche sich auf dieser Seite darbot; sie war prächtig, erhebend; mir aber gefiel die andere, welche sich uns zeigte, als wir uns umwandten und rückwärts in die kolossale Bergwelt blickten, noch viel besser. Hier thürmten sich die gigantischen Berge hinter einander und über einander empor; einige mit Wäldern bedeckt, andere kahl und schroff. Da erhob sich der Ötscher, hinter ihm blickte in weiter Ferne der Hochschwab hervor, und geheimnißvoll senkten sich in allen Richtungen zwischen diesen aufstrebenden Massen die Thäler hinab, Wohnungen der Menschen, einzelne Gehöfte, ganze Dörfer, hier und dort wohl auch kleine Städte in ihrem tiefen unsichtbaren Grund verbergend; für mich war dieser Anblick anziehender als der des weit sich hinbreitenden Flachlandes.

Nachdem wir uns an diesen beiden Naturgemälden erquickt und gesättigt hatten, kehrten wir in sehr fröhlicher Stimmung zur Alpenhütte zurück, wo noch mancher Scherz getrieben und jene (wie es hieß nach einem alten Brauch), welche zum erstenmale auf eine Alpe kamen, getauft wurden. Die Herren (und ihrer waren mehrere) bekamen hübsche Ladungen aus dem Quellbrunnen der Sennerin, der immerfort von sich selbst quillt, und treffliches Wasser spendet; aber auch meine

Tochter und ich wurden beſpritzt, und der Grafen von Hohenberg wegen, die ſich in dieſen Gegenden einer großen Popularität erfreuten, Mechtild und Agnes getauft.

Ein einfaches, aber ſehr wohlſchmeckendes Mahl, aus ländlichen Speiſen beſtehend, ward unter heitern Geſprächen und Scherzen verzehrt, und der Rückweg gegen Abend auf einem andern, aber nicht minder ſchönen Pfade angetreten. So verging der angenehme Tag, deſſen Bild mir nach ſo vielen Jahren erfreulich wiederkehrt, und ein kleines Gedicht, das ich nach meiner Heimkunft dem Herrn Prälaten mit einem Exemplar der Nibelungenlieder überſandte, ſollte ihm meinen Dank für jenen frohen Tag ausſprechen, und ihn an die herrliche Ausſicht und die Geſpräche mahnen, die wir auf jenen heitern Höhen geführt hatten.

Im Herbſt, wann die meiſten Familien vom Lande oder von Badeörtern wieder in die Hauptſtadt zurückkehren, begann auch das angenehme geſellige Leben, wie es damals geſtaltet war, ſich zu entfalten. Mit ihm kamen ſeine Zerſtreuungen, ſeine Vergnügungen, aber auch ſeine Enttäuſchungen und mancherlei bittre Augenblicke, welche die unausweichliche Folge einer beziehungsreichen Stellung zu mehreren, ja zu vielen Menſchen von verſchiedener Denk- und Empfindungsweiſe ſind, in deren Mitte wir uns befinden.

Eines der Häuser, mit welchem wir in nähern freundschaftlichen Beziehungen standen, war das des damaligen Obersten Barons von Rothkirch, dessen diese Blätter schon oft erwähnten. Er sowol als seine in jeder Rücksicht verehrungswürdige Gemahlin hatten sich seit einer langen Reihe von Jahren als wahre, verläßliche Freunde gegen uns erwiesen. Die Nähe unserer Wohnungen, der — damals beinahe gleiche Fuß, auf dem wir trotz des großen Unterschieds der Geburt lebten; ein gleicher Sinn für Literatur und Bildung hatten diese Bande fester gezogen, und die Abende, an welchen sich unsere nächsten Umgebungen entweder bei uns oder bei ihnen versammelten, waren durch die geselligen Annehmlichkeiten der Frauen und die höhere Bildung der Männer sehr genußreich. Hier trafen wir mehrere Offiziere des Generalstabes, zu dem auch Baron Rothkirch gehörte, die gehaltvollen Dichter Pannasch und Weingarten, die uns öfters durch Vorlesen ihrer meist dramatischen Arbeiten erfreuten, so wie auch der Herr vom Hause bereits mehrere Trauerspiele geschrieben und sich als militärischer Schriftsteller, eben so wie jene beiden und die damaligen Hauptleute (jetzt Generäle) von Schönhals und Martini, ausgezeichnet hatte, so daß Einer von diesen den Generalstab nicht mit Unrecht „den Geist der Armee“ genannt hat. Hieher kam sehr oft Baron Hormayr, der würtembergische Gesandte Graf Mandelslohe, sein höchst geistvoller

Sekretär Baron von Trott, Graf Bombelles und mehrere andere. Unter ihnen zeichnete sich vortheilhaft der Stiefsohn des früher öfters genannten Professors Schneller, von Prokesch, aus, der seiner hübschen Gestalt wegen, vorzugsweise der schöne Fähnrich genannt wurde, dem Generalstab zugetheilt und ebenfalls Mitarbeiter an der militärischen Zeitschrift war, in welcher unlängst ein Aufsatz von ihm: Über die Schlacht von Waterloo erschienen war, der ungemein viel Aufsehen gemacht, und die allgemeine Aufmerksamkeit auf den noch sehr jungen Verfasser gelenkt hatte. Alle diese Personen zusammen bildeten einen höchst angenehmen Kreis der Geselligkeit, und Manche derselben besuchten auch unser Haus, so wie wir sie ebenfalls in dem Hause der Baronin Pereira wieder fanden, wo ähnliche Unterhaltungen und überhaupt ein ähnlicher Geist herrschten. Hier durfte man auch darauf zählen, bedeutende fremde Notabilitäten kennen zu lernen, welche selten versäumten, sich bei der Baronin Pereira und ihrer Tante, der Baronin von Eskeles vorstellen zu lassen. Der Besuch dieser beiden Häuser, die damals vor Vielen ihres Gleichen glänzend hervorragten, war auch mir sehr angenehm, besonders bei Pereira, wo ein ungezwungener Ton herrschte, viele Jugend sich versammelte, und Musik, Tanz, Vorlesen eine lebhafte Abwechslung der Unterhaltung boten. Ich und meine Tochter kamen oft hin, denn schon zwischen den Ältern der Baronin Pereira und den meinigen hatte ein freundliches

Verhältniß gewaltet, und zufällige Ereignisse hatten es zwischen uns fester gezogen.

Im Jahre 1810 entstand bei mancher dringenden, durch die Ungunst der Zeitumstände erzeugten Noth unter den Bewohnern Wiens der Verein adelicher Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen, und die allgemein geachtete Fürstin Caroline von Lobkowitz wurde zur Vorsteherin gewählt. Zwölf Damen bildeten den Ausschuß. Jeder von ihnen war ein Bezirk der Stadt oder der Vorstädte als Wirkungskreis angewiesen, und wohldenkende Frauen des Mittel- und Bürgerstandes wurden zu wirkenden Mitgliedern ernannt, welchen die Pflicht oblag, sich um die nähern Umstände der empfohlenen Armen zu erkundigen; den in Kost gegebenen Findelkindern nachzusehen; arme verheirathete Wöchnerinnen zu besuchen, für sie zu sorgen u. s. w. Ohne mich zu befragen, hatte die Fürstin, in ehrenvollem Vertrauen auf meinen guten Willen, wie sie mich immer mit Auszeichnung behandelt hatte, mich unter die Zahl der wirkenden Mitglieder aufgeschrieben, und ich habe mit Freuden unter ihr sowohl, als unter ihrer unmittelbaren Nachfolgerin, der mir unvergeßlichen Gräfin Dietrichstein, Regentin des Damenstiftes, die Pflichten eines wirkenden Mitgliedes unserer Gesellschaft geübt.

Das Arnsteinische Haus, die beiden Familien Eskeles und Ephraim mit einbegriffen, war wegen

seiner Mildthätigkeit gegen Arme und Hilfsbedürftige jedes Glaubens schon lange in Wien geschätzt und berühmt. Jährlich gaben B. Arnstein und seine Tochter bedeutende Summen für solche Zwecke aus, und die übrigen Zweige der Familie blieben nach dem Verhältniß ihres Vermögens nicht zurück. Man hat freilich oft, wenn von reichen Wohlthätigen die Rede war, eingewendet, daß sie eben, weil sie reich sind, dieß leicht thun können; da es aber eben so viele Reiche gibt die es unterlassen, so ist, wie ich glaube, diese Eigenschaft, wo sie sich mit dem Reichthum zusammen findet, immer achtend anzuerkennen, und ich kann, da ich außer jenen Familien noch so manche bemittelte Wohlthätige kennen gelernt habe, nicht ganz der Meinung seyn, die der Verfasser des trefflichen Stückes: „der Adept“ aufgestellt zu haben scheint: als müßte nothwendiger Weise der Besitz von Reichthümern die Menschen verschlechtern. Die B. Pereira wurde zu einer der zwölf Ausschuß-Damen gewählt, ihrer Obsorge war besonders das Marienspital in Baden, auch eine Privatstiftung wohlthätiger Frauen, übergeben. Hier waren ihr nun, während unsers gemeinschaftlichen Aufenthaltes in Baden, meines Mannes einsichtsvoller Rath, seine freundliche Theilnahme und Unterstützung sehr willkommen; ja, er wurde später von der Frauengesellschaft zu einer Art von Consulenten nach Graf Pergen's Tode ernannt, und wohnte in dieser Eigenschaft ihren Sitzungen regelmäßig bei. Sein edles menschenfreundliches Herz freute sich jeder Gele-

genheit, wo er Gutes wirken, Arme unterstützen, Leidenden helfen konnte. In diesem Sinne war er die Hauptveranlassung, daß eine Quelle des Badner Heilwassers, welche bis dahin unbenützt abgeflossen war, gefaßt und zu einem Bade, das Franzensbad nach dem Namen des Kaisers genannt, für Arme eingerichtet wurde. In eben diesem Sinne war es abermals mein edler Pichler, der die erste Anregung zu dem Wohlthätigkeits-Hause in eben dem Baden wurde, der die Fonds dazu aufsuchte und ermittelte, so daß man wohl sagen kann, daß es ihm seine Entstehung und mehrere hundert Kranke oder Dürftige darin jährlich ihre Heilung oder zeitweise Verpflegung danken.

Alles dies brachte uns in nähere Beziehung mit Frau von Pereira und ihren Verwandten. Wir brachten oft Abende dort zu; im Fasching war jeden Mittwoch thé dansant daselbst, der bis 11, halb 12 Uhr währte, und bei welchen ich mit meiner Tochter und ihrer Gespielin Fräulein Amalie Schechtern, beide hübsche Mädchen und flinke Tänzerinnen, stets eine willkommene Erscheinung war. An andern stillen Abenden, wenn nur ein kleiner Kreis sich versammelte, wurde entweder Musik gemacht, oder vorgelesen, oder auch bloß geplaudert, indem wir Frauen mit unsern Handarbeiten um den runden Tisch herum saßen, die Herren zwischen oder hinter uns Platz fanden, und die Gesellschaft ein Ganzes ausmachte, dessen Seele die Frau

vom Hauſe vorſtellte, und Jeder ſo gut er es vermochte zu der allgemeinen Unterhaltung beitrug. Die neuere Gewohnheit, daß die Frauen eben ſo wenig wie die Herren eine Arbeit zwiſchen den Fingern haben, und alſo wie dieſe nur auf das Geſpräch, und nicht auf ein allgemeines, ſondern auf das von einer oder zwei Perſonen angewieſen ſind, die der Zufall neben ſie geführt — dieſe neue Gewohnheit ſcheint mir der höhern Geſelligkeit gar nicht günſtig zu ſeyn. Gewiß iſt es, daß der leichte Austauſch der Gedanken, zwiſchen mehreren Perſonen von ungleichen Anſichten, verſchiedener Empfindungs- und Denkungsart, die ſich in einem lebhaften allgemeinen Geſpräch berühren, gleichſam Geiſtesfunken aus jedem der Theilnehmer lockt, die dann Einer am Andern ſchnell fortzünden, und in raſcher Wechſelwirkung eine Menge von Behauptungen, Anſichten, Witzſpielen u. ſ. w. zu Tage fördern, die Jeden angenehm aufregen, und ihm das Bewußtſein geben, ebenfalls ſeinen Antheil zum allgemeinen Vergnügen beigetragen zu haben. Freilich kommt hier das Meiſte auf die Frau vom Hauſe an, die es verſtehen muß, dies allgemeine Geſpräch in Gang zu erhalten, indem ſie allgemein anſprechende Gegenſtände herbeiführt, was nicht immer leicht iſt, weil die Geſellſchaft öfters aus heterogenen Theilen beſteht. Indeſſen es geht, wenn nur die Frau vom Hauſe Luſt und Geſchick dazu hat, und es nicht vorzieht, ihre Gäſte ſich den Stoff zum Geſpräch mühſelig und unbefriedigend genug aus

auf den Tisch gelegten Zeitungen und Kupferwerken suchen zu lassen.

So wie es hier geschildert ist, waren die Abendgesellschaften in früherer Zeit bei den Familien, mit denen wir in freundschaftlichen Verhältnissen standen, beschaffen, unter welchen mir die des königl. preußischen Legationsraths von Piquot, und des hiesigen Staatskanzlei-Rathes von Hoppe vorzüglich werth waren. Bei Piquots waren eine Tochter und ein Sohn; Hoppe hatte keine Kinder. In beiden Häusern herrschte ein Ton und eine Geistesrichtung, die mit der unsrigen sehr übereinstimmte. — Bekanntschaft mit den bessern Erscheinungen der neuen Literatur; lebhaftes Interesse daran: zuweilen eine kleine Vorlesung oder ein geistreiches Gesellschaftsspiel erhöhten den Reiz dieser Gesellschaften, denen eine ehrenvolle Gesinnung und wahrhaft freundschaftliches Wohlwollen noch höhern Werth gaben. Bei Piquot hatte Marie, die Tochter, ein Mädchen in Lotten's Alter, von seltner Geistesbildung und trefflichem Charakter sich warm an diese angeschlossen. Bei Hoppe waren die Frau und ihre Schwester, Fräulein Justine von Krufft, zierliche Dichterinnen, und so wie ihr Bruder Nikolas, ausgezeichnet durch seine Klaviercompositionen und sein meisterliches Spiel, Jugendbekannte von mir und durch lange Jahre mir lieb und werth geworden. — Nun sind sie alle todt! Bei Piquot starben die Kinder noch vor den Ältern, diese folgten ihnen in einigen Jahren, dann beide Geschwister der Mutter;

bei Hoppe ſind er und ſie, ihre drei Geſchwiſter, ein Neffe u. ſ. w. geſtorben, kurz beide Familien ſo werther Freunde ſind im eigentlichſten Sinne verſchwunden. Wie vielmal habe ich dies ſchon erleben müſſen, und wie ſchmerzlich iſt es!

Wir pflegten alle Jahr eine kleine Weihnachtsfeier bei uns zu halten. Ein Baum wurde mit Lichtern, Bändern u. ſ. w. geſchmückt, und der nähere Kreis der Freundinnen und Bekannten meiner Tochter mit kleinen Gaben beſchenkt, welche meiſtens in Kindereien, in Anſpielungen auf vorwaltende Verhältniſſe beſtanden, von erklärenden Verſen begleitet, und ſo ein harmloſer Scherz waren. In dieſem Winter, in dem Grillparzer ſo wie im vorhergehenden, als einer der wertheſten jüngern Bekannten, ebenfalls beſchenkt wurde, hatte ich für ihn, der eben mit friſchem Lebensmuthe an ſeiner Medea arbeitete, einen Kupferſtich, der den Theſeus im Kampf mit dem Minotaurus vorſtellte, gewählt, und er wurde von folgenden Verſen begleitet:

Mit der Argo kühnen Helden
Wagt' einſt Theſeus auch den Zug,
Und die alten Sagen melden
Uns von Kampf und Fährlichkeit genug.

Klippen waren zu umſchiffen,
Oftmals hemmte träger Sand,
Oftmals zwiſchen Felſenriffen
Schien das Fahrzeug feſtgebannt.

Doch die Götter lächeln Gnade,
Und der Lauf beginnt auf's neu,
Alle feindlichen Geſtade
Segelt Argo kühn vorbei.

Bringt das gold'ne Vließ zurücke
An der Heimat theuren Strand;
Und noch ſind der Nachwelt Blicke
Rühmend auf die That gewandt.

Dein Beginnen wird wie jenes enden,
Glück und Ruhm ſind dir gewiß,
Und zum zweiten Mal aus deinen Händen
Nehmen wir das goldne Vließ.

So wohl und herzlich gemeint dieſe Worte waren, ſchienen ſie den Dichter doch eher trüb als froh zu ſtimmen, und es ging mit dieſer kleinen Gabe, ſo wie mit manchem andern Verſuch in dieſer Zeit, der beſtimmt war zur Aufheiterung, zur Herſtellung des alten zwangloſen Verhältniſſes wie es früher zwiſchen uns geherrſcht hatte, beizutragen; es mißglückte und ſchien gerade das Gegentheil, Mißmuth und Entfremdung hervorzubringen; ja, es war als berühre ihn ſchon jetzt die Vorahnung eines unſeligen Ereigniſſes, das bald darauf eintrat.

Grillparzer liebte ſeine Mutter aufs innigſte, und wurde eben ſo von ihr geliebt. Ihm Freude zu machen, entſchloß ſie ſich, ihr lange bei Seite geſetztes Klavierſpiel wieder hervor zu ſuchen, um mit ihm die vierhän-

digen Stücke aus Beethoven'schen oder Mozart'schen Symphonien, Sonaten u. s. w. oder die Ouvertüren der neuesten Opern zu spielen, die er mich und meine Tochter oft spielen hörte, und einst äußerte er sich gegen diese in Rücksicht seiner Mutter: daß wenn sie sterben sollte, man ihn nur gleich mit ihr begraben möchte, weil er sonst Niemand auf der Welt habe!

Und diese Mutter starb! eben in diesem Winter, eben während er an seiner Trilogie: der Gastfreund, das goldene Vließ und Medea arbeitete; und so wie man erzählte, war diese Katastrophe von sehr erschütternden Umständen begleitet. Ich war damals der Meinung, daß diese über alle Maßen störende Unterbrechung der Fortsetzung seiner Arbeit an jener Trilogie nicht günstig seyn könne und sagte es ihm, als ich ihn — sehr unvermuthet bald darauf wieder sah, er aber war hierin anderer Meinung und setzte seine Arbeit fort.

Er war jetzt ziemlich lange nicht bei uns gewesen. Wenig Tage nach diesem traurigen Vorfall besuchte er meinen Mann im Bureau, was sonst äußerst selten geschah, und sagte ihm, daß er mit seinem Schmerze zu ihm komme, weil er glaube, daß nach seiner Mutter Tod Niemand wärmer an ihm Theil nehme als unser Haus. Befremdend war diese Äußerung seiner Anhänglichkeit wohl in einer Periode, wo er sich seit mehr als einem halben Jahre ganz von uns zurückgezogen, und auffallend kalt gegen uns benommen hatte. Dennoch

empfingen ihn Pichler, und als er bald darauf zu uns kam, auch wir mit großer Herzlichkeit, obwohl ich nicht bergen kann, daß in der Tiefe unsrer Herzen etwas Gespanntes zurückblieb, erzeugt durch das Bewußtsein seines kalten Benehmens. Nach und nach glich sich das wieder aus, die alte Freundschaft trat wieder in ihre Rechte ein, aber das allererste Verhältniß ganz rücksichtsloser Annäherung, wie es im Anfang unserer Bekanntschaft und bis nach der Aufführung der Sappho bestanden, stellte sich nicht wieder her.

Im folgenden Frühling machte unser Hof eine Reise nach Italien. Grillparzer's dichterischer Ruhm, so wie seine einnehmende Persönlichkeit hatten ihm viele Freunde und Theilnehmer an seinem Wohl erworben, und so fand er Gelegenheit, sich Personen des Hofes anzuschließen und die Reise im kaiserlichen Gefolge mitzumachen, wozu ihm Jedermann der ihn kannte Glück wünschte, weil man sich eine günstige Einwirkung auf sein Gemüth wie auf seine Gesundheit versprach. Sein väterlicher Freund und Rathgeber, Schreivogl, interessirte sich sehr dafür, und freute sich dieses glücklichen Zufalls für seinen Günstling, und dieser in jugendlich frischem Muthe, wie ihn ihm die Hoffnung das Hesperische Land zu sehn, einflößte, recitirte uns ein Gedicht, welches er auf die bevorstehende Reise gedichtet, und wovon ich eine Strophe behalten habe, die ungefähr so lautete:

Dann komm' ich zurück mit frischem Sinn,
Und schaff' in stolzer Ruh,
Was jung soll seyn, wie ich es bin,
Und alt soll werden wie du (nämlich das ewige Rom).

Wie wenig entsprach der Erfolg diesen fröhlichen Erwartungen! Eben so wenig als die glänzende Aufnahme der Sappho, von der sich seine Freunde so viel Gutes für des Dichters Erheiterung versprochen. Es war und ist wohl in dieses Sängers Innerm ein Zug, der ihm nicht erlaubt, sich irgend eines Gelingens recht zu erfreuen, wie er es auch in dem „Bann“ und dem „Unfrieden“ geschildert hat, und das ihm nach Iphigenia's Worten: „die nächste Freude von den Lippen wegzehrt.“

In der Mitte dieses Sommers kam denn auch für uns abermal die Zeit, uns zur Reise nach Ungarn zu dem Wiedersehen so werther Freunde zu rüsten. Dieses Jahr wartete unser noch eine besondere Feierlichkeit. Unser vieljähriger Freund, der Feldkriegskommissär v. Romano, derselbe, der uns vier Jahre früher das erste Mal nach Bucsan begleitet hatte, sah sich nun durch die Umstände begünstigt am Ziele seiner lange genährten Wünsche, und war auf dem Punkte, der lange und treu geliebten Freundin Wilhelmine von Artner seine Hand bieten zu können. Die Hochzeit sollte auf dem Gute des Barons von Zay im Gebirge, welches von jeher der Lieblingsaufenthalt der Baronin und der Artner'schen Schwestern gewesen war, gefeiert werden.

Wir verſahen uns daher ſchon hier mit »hochzeitlichen Kleidern« und freuten uns überdies ſehr, daß noch vor unſerer Abreiſe der Baron auf ein paar Tage nach Wien kam und ſein Abſteigquartier bei uns nahm. Während dieſer kurzen Friſt fiel eine ſo außerordentliche Hitze ein, daß — es war eben um die Erntezeit — einige Perſonen auf den umliegenden Feldern vor Hitze krank wurden oder, wie man ſagte, ſogar ſtarben. Ein paar Tage darauf erſchien ein kleiner aber mit freiem Auge ſichtbarer Komet am nordweſtlichen Himmel, der aber nicht lange über unſerm Horizont verweilte. Nach wenig Tagen brach ſich auch die allzugroße Hitze durch ein heftiges Gewitter und die Luft wurde wieder gemäßigt.

Ich glaube während meines langen Lebens bemerkt zu haben, daß jene Sommer, in welchen Kometen erſchienen, beſonders heiß waren, ſo der von meinem Geburtsjahre 1769, wie ich im Anfange dieſer Blätter berichtet, ſo im Jahre 1811 und 1819. Nach den freilich viel richtigern Beobachtungen, welche die Kalender des Herrn von Littrow enthalten, trifft dies ſich nur zufällig; aber meine Erinnerungen ſind eben jener Beobachtung günſtig geweſen.

Wir waren alſo nach Bucſan gekommen und ſollten von dort in ſehr zahlreicher Geſellſchaft nach dem alten Stammſchloß Zay Ugroz abgehen; nämlich mit allen Schweſtern der Braut, Marianen von Neumann, der Jugendfreundin derſelben, mit ihrem Gemahle und einem Offizier, dem Rittmeiſter vom Regimente Kronprinz Küraſ-

ſier, Hrn. Töpke, deſſen ſonderbares Schickſal hier mit ein paar Worten erzählt werden mag. In ſeinem Vaterlande Hannover zum ausübenden Arzte beſtimmt, bereitete er ſich in ſeinem zwanzigſten Jahre eben vor, die rigoroſen Prüfungen zu machen und dann ſeinen Beruf anzutreten, als ihn das Loos Soldat zu werden unter der Regierung Königs Jérôme von Weſtphalen traf, und er ohne weiters in ein Regiment enrollirt wurde. Dies Regiment war eines von den beiden, mit welchen in der Schlacht von Leipzig der damalige Befehlshaber derſelben, Baron von Hammerſtein, zu den Öſterreichern überging. So warf ein unberechenbarer Zufall den jungen Mann aus ſeiner gewählten Bahn zuerſt in eine ganz verſchiedene, die er wahrſcheinlich freiwillig nie betreten haben würde, und ſo brachte die zweite Begebenheit den jungen hanoveraniſchen Arzt nach Öſterreich und in den Dienſt eines Staates, den er kurz vorher als eine feindliche Macht hatte betrachten müſſen. Seltſames Spiel ſcheinbarer Zufälligkeiten — und doch gewiß eine weiſe und zweckmäßige Leitung der Vorſicht. Töpke iſt nun längſt Stabsoffizier, und wenn ich nicht irre, in dem berühmten Regiment Savoyen-Dragoner, das noch immer den Namen des Helden Eugen trägt. Er iſt verheirathet, lebt angeſehn und vergnügt, wie ich höre und wie es ſein rechtlicher Charakter, ſein gebildeter Geiſt verdient hat.

Damals war er ein junger ziemlich hübſcher Offizier, der der ganzen Geſellſchaft durch ſeine Perſönlich-

keit ſowohl als durch ſein treffliches Talent zum Vorleſen willkommen war. Nebſt ihm war noch ein Herr von Maillard aus Tyrnau in der Geſellſchaft, vielleicht noch ein paar Perſonen, deren ich mich nicht erinnere, und dann die Hausgenoſſenſchaft der Zay'ſchen Familie. Dieſe ganze ziemlich zahlreiche Verſammlung, die ſich in Bucſan zuſammengefunden hatte, war beſtimmt von dort nach Ugroz abzugehen, und dieſe Reiſe machte mir durch die begleitenden Umſtände ein beſonderes Vergnügen. Sie begann nämlich in der Nacht vor Tagesanbruch. Und dies war nothwendig, um bei der ſchlechten Beſchaffenheit der Straßen zum Mittagseſſen noch Ugroz, das 8 bis 10 Stunden entfernt im Gebirge und vor dem kein Ort zum Einkehren lag, zu erreichen. Alles ging daher den Abend vor dem Aufbruch zeitlich zur Ruhe, und um zwei Uhr nach Mitternacht, wo es ſelbſt im Anfange des Juli noch Nacht iſt, wurde die ganze Geſellſchaft geweckt. Jeder ſuchte ſich bald fertig zu machen, man frühſtückte, trug ſein kleines Gepäck zuſammen — die Wagen mit den Koffern waren ſchon den Tag zuvor abgegangen — und allmälig ſammelte ſich die Geſellſchaft im Schloßhof, wo die bereits angeſpannten zahlreichen Chaiſen ſtanden, und die Laternen und Fackeln der einpackenden Dienerſchaft die Finſterniß einigermaßen erhellte. Noch aber erkannte und fand man ſich eigentlich nur an den Stimmen zuſammen, und endlich zwiſchen 3 und 4 Uhr war Alles in Ordnung und die Geſellſchaft in die Wägen

vertheilt. Kaum zeigte ſich, wie wir hinaus in's Freie kamen, in Oſt ein hellerer Streifen am Horizont. Das heilige Licht, wie alles Gute und Wahre in der Welt wurde langſam aber unwiderſtehlich ſtärker, die Schatten wichen allmälig, wir fingen an, uns ſelbſt, die Wägen, die Gegend um uns zu erkennen. Jetzt war es Tag geworden, jetzt lag die freundliche Landſchaft und die Hügelkette, von welcher das Schloß Freiſtadl aus ſeinen Gärten herabblickt, vor uns. Aber noch war die Sonne, die Königin des Tages nicht erſchienen. Der Wagenzug klimmte den Gabor, einen mäßigen Berg hinan, und bei jedem Schritt vorwärts erweiterte ſich der Geſichtskreis und traten uns mehrere Ortſchaften und Fluren vor die Augen. Nun war der Gipfel erreicht, und in dieſem Augenblick (die Marſchroute war auf dieſen Effekt berechnet) ſtieg die Sonne empor, und jetzt erſt ſchien der Gegend Licht und Leben ertheilt. Es war ein ſchöner Moment, der gar wohl zu frommen Gefühlen ſtimmen konnte. Alle hatten die Wägen verlaſſen und weideten ſich an dem ſchönen Schauſpiel, denn Alle oder doch die Meiſten in dieſem ziemlich zahlreichen Kreiſe hatten tiefen Sinn und warmes Gefühl dafür.

Die wieder angetretene Fahrt brachte uns nun durch minder pittoreske aber fruchtbare Gegenden um Mittag an unſer Ziel, das Schloß Zay Ugroz, wo unſer in ländlicher Stille aber zuſagender Geſelligkeit von werthen Hochzeitsgäſten angenehme Tage warteten.

Schade nur, daß eine kühle regneriſche Witterung uns in der erſten Zeit manche Spazierfahrt und noch mehrere Spaziergänge verdarb. An einem recht regneriſchen Abend aber kam, trotz der unfreundlichen Atmosphäre, ein gar lieber und überraſchender Beſuch; Baron von Jetzer, ein alter treuer Freund des Hauſes, damals Hauptmann im Generalſtab, jetzt lange ſchon General, trat mit Grillparzer ein, deſſen Ankunft uns eben ſo erfreulich als unvermuthet war, denn Niemand von uns Allen hatte ſeit langen von ihm etwas mehr gewußt, als daß er auf der Rückreiſe von Italien nach Gaſtein gegangen war.

Herzlich freuten ſich Alle, beſonders die treffliche Frau vom Hauſe über dieſen Beſuch, der ihrem Hauſe ſo ſchmeichelhaft war, und er verſprach auch mehrere Tage bis nach den Hochzeitfeierlichkeiten zu bleiben. Er erzählte uns von Italien, von Gaſtein, er theilte unſre Spaziergänge und zeigte ſich als ein rüſtiger Fußgänger beim Erklettern der Berge. Aber ſtatt des jugendfriſchen muthigen Gedichtes, das er zu machen geſonnen geweſen und von dem ich eine Strophe angeführt habe, recitirte er uns den wunderſchönen aber in ganz anderer Stimmung gedichteten „Abſchied von Gaſtein,“ der ſeine ganze trübe mit ſich und der Welt zerfallene Stimmung ausſpricht, und wie eine frühe Dämmerung den kurzen Tag ſeiner Heiterkeit verſchlungen hatte. Mein glückliches Gedächtniß ließ mich Vieles, ja den größten Theil des freilich nicht langen Gedichtes behal-

ten, beſonders da ich es ihn ſpäter noch einmal ſagen hörte. In mein Zimmer gekommen, ſchrieb ich mir ſogleich auf, was ich behalten hatte; aber mir fehlte mancher halbe und ſogar mancher ganze Vers, und zuweilen hatte ich ein entfallenes Wort durch eines von ähnlicher Bedeutung erſetzt. Als ich Grillparzern, als er einmal in unſer Zimmer kam, meinen Diebſtahl geſtand, ſchien er nicht angenehm davon berührt; ob wegen meiner Kühnheit ihm ſein Gedicht aus dem Munde zu ſtehlen oder wegen der ſchlechten Erſatzwörter — das weiß ich nicht. Er las, ſchüttelte den Kopf, ergriff die Feder und füllte die Lücken aus, die ich aus Mangel an Erinnerung hatte ſtehen laſſen, und berichtigte die Erſatzwörter, und ſo beſitze ich das herrliche Gedicht, halb von ſeiner Hand geſchrieben und hebe es ſorgfältig auf. Die trübe Stimmung verließ ihn auch nicht mehr während ſeines Aufenthalts unter uns; aber ſie that der Liebenswürdigkeit und Feinheit ſeines Betragens keinen Eintrag.

Endlich, nachdem das Regenwetter faſt vierzehn Tage angehalten hatte, klärte ſich mit dem Mondeswechſel der Himmel wieder auf, und an einem ſchönen Sonntagsmorgen im Auguſt wurde die Trauung Wilhelminens mit dem werthen Freunde Romano in der katholiſchen Kirche des Ortes — denn die Proteſtanten machen die Mehrzahl der Bewohner aus, und auch die Herrſchaft iſt evangeliſch — recht feierlich und anſtändig vollzogen. Nur eine Kleinigkeit, die mit unterlief,

machte uns alle, während der Messe, beinahe lachen, der Schulmeister nämlich spielte unter der Wandlung, wo der Kirchengesang wie gewöhnlich schweigt, die Musik des Liedes: „Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich," aus der Zauberflöte, und meinte gewiß bei der Hochzeitsfeier etwas sehr Sinnreiches gethan zu haben. Nach dem reichlichen Mittagsmahl wurde getanzt, wobei sich ungarische Tänzer in ihren nationalen Tänzen sehen ließen, und so der Tag froh beschlossen.

Im folgenden Winter von 1819 auf 1820 begann eine neue aber wahrlich nicht glückliche Epoche für uns Alle, besonders aber für meine Tochter. Ein junger Offizier, der seit einem Jahre ungefähr ein immer fleißigerer Besucher unsers Hauses geworden war, fing jetzt an sich meiner Tochter sehr bestimmt zu nähern, und nicht bloß wir, sondern alle unsere Bekannten bemerkten es, und nahmen freundlichen Antheil an dem hübschen und durch manchen Vorzug ausgezeichneten Paare. Pichler und ich hätten uns zwar einen Schwiegersohn gewünscht, der nicht einem so beweglichen Stande als das Militär ist, angehört hätte; konnten aber billiger Weise keine Einwendung machen, denn gegen den Charakter des jungen Mannes und seine Persönlichkeit war nichts zu sagen und seine ausgezeichneten Geistesgaben sicherten ihm eine glänzende Laufbahn,

wie es ſich auch in der Folge bewährt hat. So ſahen wir der Zukunft unſers einzigen Kindes ziemlich ruhig entgegen, als plötzlich Dienſtverhältniſſe den jungen Mann nach Prag riefen. Es war eine bittere Trennung, aber wir hofften Gutes von dieſem Rufe für des talentvollen Offiziers künftige Laufbahn. Aus Prag warb er ſchriftlich um meine Tochter. Wir gaben die Antwort, über welche wir, Pichler und ich, früher ſchon übereingekommen waren. Des Bewerbers erſte Antwort war voll Jubel und Liebe. Bald darauf zeigten ſich Hinderniſſe, die ſich ſeiner Rückkehr zu ſeiner Braut in den Weg legten. Er mußte ſeinen hohen Vorgeſetzten, zu dem er gerufen wurde, nach L** begleiten und wurde von ihm und ſeiner Familie mit großer Auszeichnung behandelt, wodurch wohl ſeine Hoffnungen, ſeine Erwartungen erweitert, und ein beſcheidenes Loos, wie es ihm die Verbindung mit Lotten bieten konnte, ihm zu beſchränkt erſchienen ſeyn mögen. Seine Briefe trugen ein ſeltſames Gepräge, er konnte ſich nicht entſchließen zurückzukehren, bis ſein Chef aus den Thoren derſelben Stadt, in welche er vor 7 bis 8 Jahren als Sieger eingezogen war, als Leiche hinausgetragen wurde. Am Tage ſeiner Ankunft war ſein erſter Weg nicht zu ſeiner Braut, ſondern in das Haus ſeines verblichenen Chefs, das ihm wie ſein Vaterhaus geworden zu ſeyn, und ihn dem eigentlich bürgerlich häuslichen Leben entfremdet zu haben ſchien.

Dieſer Winter war durch die Anweſenheit eines hochberühmten Künſtlers, des Dänen Thorwaldſon, merkwürdig. Wohl wurden ihm damals vor mehr als zwanzig Jahren die Ehrenbezeigungen nicht erwieſen, welche jetzt Mode geworden und der zufolge die Reiſen, die Ankunft, der Abſchied von berühmten Perſonen zu einer Angelegenheit des allgemeinen Intereſſes und durch die Zeitungsſchreiber, welche ihre Spalten gern füllen, zu europäiſchen Bedeutenheiten gemacht werden, die aber eben dadurch, und weil ſie in demſelben Maße und Übermaße einer Tänzerin, einem Virtuoſen u. ſ. w. zu Theil werden, viel an ihrem Werthe verlieren, und bald durch etwas Anderes werden erſetzt werden müſſen. Dennoch war Thorwaldſon's Erſcheinung in Wien auch damals ein Gegenſtand ungeheuchelter, wahrer, tiefgefühlter Verehrung für Alle, welche ſich einen Begriff von ſeinen Leiſtungen zu machen im Stande waren. Seine Perſönlichkeit, dieſe hohe Geſtalt von kräftigem Wuchſe, die ſtark ausgeſprochenen Züge, der ernſte und doch ſo milde Ausdruck derſelben, das blonde Haar und die lichtblauen Augen gaben ganz das Bild eines Scandinaviers oder eines alten Deutſchen, wie ſie Tacitus ſchilderte. Dieſe Augen waren aber auch von einer Klarheit, Helligkeit und Farbe, wie ich ſie nie geſehen, und ſchienen ungeachtet eines ſehr freundlichen wohlwollenden Ausdrucks, während er ſprach, tief in des Zuhörers Seele einzudringen und ſie zu durchforſchen. Übrigens war ſein Benehmen

höchſt einfach, anſpruchslos und bei viel natürlicher Höflichkeit doch gerade ſo weit vom Weltton entfernt, wie man es bei einem ſo großen Künſtler vorausſetzen kann. Ich lernte ihn bei B. Pereira kennen, wo ich mit ihm ſpeiſete, und dann brachte er einen Abend bei uns zu, an welchem auch Madame Stich, jetzt Crelinger, bei uns war, welche unſer Publikum damals durch ihr herrliches Spiel auf der Bühne entzückte. Nie werde ich vergeſſen, wie ſie die Julie in „Romeo und Julie“ ſpielte, beſonders die Scene, in der ſie den Schlaftrunk nehmen ſoll, und wo die innerſte Natur ſich vor dem Gedanken des Giftes und Todes entſetzt — und noch erklingt in meinem Ohr der Ton des: tauſend gute Nacht! — das ſie vom Balkon dem ſcheidenden Geliebten nachrief. Überhaupt war unſer Haus damals von Einheimiſchen und Fremden viel beſucht, und die Literatoren fanden es nicht ſo beſchwerlich und widrig wie jetzt in einen Salon oder gar in die Vorſtadt zu gehen. Aber freilich führt das Wort „Salon,“ das jetzt überall gäng und gäbe iſt, eben durch die jetzt eingeführte Sitte einen unangenehmen Nebenbegriff von Zwang und Langweile mit ſich, den unſere ehemaligen Abendgeſellſchaften, Soiréen oder wie immer wir ſie damals nannten, und wie ſie in dieſen Blättern geſchildert ſind, nicht erweckten.

Ich habe gesagt, daß der Verlobte meiner Tochter natürlicher Weise, weil sie ihm von uns zugesagt worden, und wir als Menschen, denen ihr Wort, das sie nicht ohne Überlegung gegeben, heilig war, dieses kein Hehl vor der Welt hatten. Im übrigen aber war sein Benehmen so sonderbar, daß sich uns immer mehr und mehr Zweifel über den Bestand und ein erwünschtes Ende dieses Verhältnisses aufdrängten. Am wichtigsten schien es mir, daß ich, wie oft ich auch in ihn drang, sich über seine Zukunft bestimmt auszusprechen, ob und wann er sich entschließen werde aus dem Generalstab (in welchem zu heirathen damals den Offizieren nicht gestattet war) in ein Regiment überzutreten oder eine andere militärische Anstellung zu suchen? — nie eine klare bestimmte Antwort erhielt. Zudem waren so manche Ansichten, die er aussprach, von der Art, daß ein Mann, der sie wirklich und mit Überzeugung hegen und sein Leben darnach gestalten würde, kein Mädchen, das Sinn für stilles häusliches Glück gehabt hätte, und also auch Lotten nicht glücklich gemacht haben würde, so daß selbst die leidenschaftlichen Äußerungen seiner Liebe weder meine Tochter noch mich beruhigen, sondern nur dazu dienen konnten, uns zwischen Besorgniß und Hoffnung quälend hinzuhalten.

In den Frühling dieses Jahres fiel die Feier unserer silbernen Hochzeit. Sie wurde mit lebhaftem Dank gegen Gott, der uns vor 25 Jahren vereinigt und zwischen guten und bösen Tagen in Liebe und Zufriedenheit

bis hieher geführt hatte, in einem Kreiſe treuer bewährter Freunde gefeiert, die herzlichen Theil an uns nahmen, uns mit freundlichen Gaben beſchenkten, und wobei wir und Lotte beſonders, die das ganze kleine Feſt anordnete, nur mit Schmerz ihren Verlobten vermißten, der bereits auf ſeine Mappirungsſtation in der fernen Zips abgereiſet war.

Unſere Freunde in Ungarn empfingen uns wie immer mit der gewohnten Herzlichkeit, und bei den mancherlei Sorgen und Befürchtungen, welche das ſeltſame Benehmen des Bräutigams meiner Tochter uns einflößte, war uns die liebevolle Theilnahme derſelben ein wahrer Troſt. Die Baronin ſprach damals ein ſehr treffendes Urtheil aus, indem ſie eine Stelle aus Schiller's „Wallenſtein," auf Lotten's Verhältniß anwendend, ſagte: ſie fürchte, dieſe möchte wie Wallenſtein's Gattin mit ihm an ein feurig Rad geflochten ſeyn.

Dies Jahr gingen wir wie gewöhnlich mit der Baronin und dem ganzen Hauſe wieder nach Ugroz, und dorthin kam denn auch Pichler, um einige Wochen der Landluft zu genießen und uns abzuholen, was jedes Jahr geſchah. Diesmal aber wurde ein an ſich unbedeutender Vorfall zur Veranlaſſung einer bedeutenden Veränderung in unſerer Lebensweiſe, und Vieles geſtaltete ſich dem gemäß jetzt auf andere Weiſe. Wir waren wie gewöhnlich Nachmittags ſpazieren gegangen, Pichler begleitete uns diesmal nicht, was ihn abhielt, weiß ich nicht mehr, aber wie es anfing zu dämmern, wollte er uns nach dem kleinen Garten, Strebrnizza

genannt, den der Baron zwiſchen den nächſten Hügeln hatte anlegen laſſen (denn beim Schloße ſelbſt war nur ein altmodiſcher Obſtgarten) und wo wir oft das Vesperbrod einnahmen, entgegen gehen. Der Weg über den Hügel, auf dem das Schloß ſteht, bis herab war ungleich, holperig, wie die meiſten Wege in dieſer Gegend; Pichler's kurzes Geſicht hinderte ihn genau zu ſehn, wo er hintrat, und ich, die deßhalb bei Abendſpaziergängen an ſeiner Seite blieb, war dießmal nicht bei ihm. Er that einen Fehltritt, glitt aus und fiel, und verſtauchte ſich den Fuß, ſo daß er nur mühſam ins Schloß zurückkehren konnte. Der jüdiſche, nicht ungeſchickte Arzt in Bannowetz, den die Baronin ſogleich im Wagen holen ließ, erklärte die Verletzung für nicht bedeutend und verordnete bloß Ruhe und Eisumſchläge. Wirklich beſſerte ſich das Übel zuſehends, und nach Verlauf einiger Tage, während welcher die Baronin ſo gütig war Abends mit ihrer Geſellſchaft in unſer Zimmer zu kommen, damit Pichler des Umganges derſelben genießen könne, war er im Stande, mit der ganzen Geſellſchaft nach Bucſan und kurz darnach mit uns allein nach Wien zurückzukehren.

So verging dieſer Sommer unter mancherlei Beſorgniſſen wechſelnd mit einigen frohern Tagen.

Im Herbſte wurde die Oper: der Freiſchütz in Wien gegeben, deren Gegenſtand ich als ſehr hübſches Mährchen von Kind bei Piquot in einem

kleinen Kreiſe hatte vorleſen hören, und das Allen ſehr wohl gefallen. Mich entzückte dieſe Oper, als ich ſie bei der zweiten Vorſtellung hörte, um ſo mehr, als die enthuſiaſtiſchen Bewunderer der italieniſchen Muſik ſchon im Voraus eine ungünſtige Meinung dagegen ins Publikum zu bringen geſucht hatten. Aber das echt Schöne und Gute gewann wie natürlich den Sieg. Alles war hier aus Einem Guße, das Libretto, die Lebens- und Denkweiſe der handelnden Perſonen. Selbſt das Geiſterhafte, welches dem Ganzen ein ernſtes, echt nordiſches Gepräge aufdrückte, ergriff die Seele mit unabweisbarer Gewalt. Bald darauf ward mir die Freude, den Compoſitor Herrn C. M. von Weber ſelbſt kennen zu lernen, der mir einen freundlichen Gruß von dem berühmten Hofrath Tiek brachte, und mir das angenehme Gefühl erregte, von dieſem ausgezeichneten Geiſte, der meiner ſeit ſeiner Anweſenheit in Wien i. J. 1808 öfters gedacht, und manche bedeutende Perſonen an mich adreſſirt hatte, nicht vergeſſen zu ſeyn. Weber's Äußeres war von dem Thorwaldſon's völlig verſchieden. Von kaum mittlerer Größe, ſchmächtig, ja ſelbſt ſchwächlich gebaut, mit ſcharfgezeichneten Geſichtszügen, einer verhältnißmäßig zu großen Naſe, und einem lahmen Fuß, war dieſe Erſcheinung nicht geeignet, einen vortheilhaften Eindruck zu machen. Und dennoch bedurfte es nur kurze Zeit im Geſpräche mit dieſem ausgezeichneten Mann zuzubringen, um in ihm den durchaus gebildeten Geiſt, und die ganze höhere Natur, möchte ich ſa-

gen, dieses Künstlers zu erkennen; eine seltene Erscheinung überhaupt, am seltensten bei Tonkünstlern, selbst bei den Ersten derselben. Seine Lebensart, hohe Geistesbildung, vor Allem ein wohlwollendes edles Gemüth sprach sich in Allem aus, was Weber that oder sagte, und sein Andenken — obwohl ich ihn nicht oft sah, und durchaus keinen nähern Umgang mit ihm hatte — wird mir unvergeßlich bleiben. Er ist mir nun schon lange vorausgegangen in jene Auen des Friedens, wo alle Dissonanzen unsers Lebens sich in Harmonien auflösen werden, und wo auch Er, dem Kränklichkeit und mancher Kummer viel solcher Mißtöne hienieden erzeugten, sich nun im Anschaun Gottes und im Erkennen seiner Werke des reinsten Wohllautes erfreut.

Ich habe ihn auch ein paarmal seine eignen Compositionen auf dem Forteviano vortragen hören. Er spielte mit vieler Fertigkeit und natürlicher Weise auch mit Geschmack und gehörigem Ausdruck, doch war kein Vergleich zu ziehn zwischen diesem Spiel und dem eines Thalberg oder Liszt. Es war eben wie einst bei Mozart und Beethoven, welche ich oft gehört, der tiefempfundene und mit Fertigkeit ausgeführte Vortrag eines ausgezeichneten Tonstückes von eigner Komposition. Aber es war keine Produktion, kein in Erstaunen setzendes Spiel fingerfertiger Geschicklichkeit und einer an Zauber grenzenden Behandlung des Forteviano's, welche dieß zu einem dem Ohre der Zuhörer fast fremden Instrumente macht, und ihnen das Geständniß abdringt,

daß ſie nie geglaubt hätten, ein Fortepiano könne auf dieſe Art behandelt und von ſolchem Effekte werden.

Der Krieg in Italien gegen das revolutionirte Neapel hatte begonnen. Zu unſerer großen Beruhigung traf Lotte's Bräutigam nicht das Loos mit unſern Truppen auszuziehen, denn nicht ohne Grund mußte man befürchten, daß dieſer Krieg ein mörderiſcher ſeyn und viel Blut koſten würde, wenn erſt die Bewohner der Abruzzen ſich in aller ihrer Kraft und Wildheit erheben, und wie die Vendée oder Tyrol ſich vertheidigen würden. — Es geſtaltete ſich wider Vermuthen Alles ganz anders. Es war gar kein Krieg zu nennen, und im Verlauf von drei Tagen war die Revolution unterdrückt, Ruhe und Ordnung hergeſtellt; ein deutlicher Beweis, daß es nicht die Geſinnung, das Bedürfniß der Nation geweſen war, was hier zum Ausbruche kam, ſondern blos die Unzufriedenheit eines einzelnen Standes, des Militärs.

In unſerm häuslichen Leben war dieſen Winter eine lange dauernde Störung eingetreten. Im Markte Stockerau waren zwiſchen der Bürgerſchaft (oder eigentlich einigen unruhigen Köpfen) und dem Magiſtrate Zwiſtigkeiten entſtanden. Es bildeten ſich Parteien, welche ſich die Weiſſen und die Schwarzen nannten, und ſo ein parodirendes Bild der im Mittelalter nicht ſeltenen bürgerlichen Kämpfe darſtellten, als noch

die Städte, besonders in Italien ganz oder großentheils unabhängige Republiken waren, die sich selbst Gesetze gaben, sich selbst vertheidigten, und oft die treuesten Stützen der Fürsten gegen einen übermächtigen und übermüthigen Adel bildeten. Von diesen großartigen Zügen allen hatte nun wohl der Zank in Stockerau sehr wenig an sich, aber er wurde doch mit heftiger Erbitterung geführt, und es kam endlich dahin, daß die Sache von der Landesregierung aus untersucht und beigelegt werden sollte. Pichler wurde als landesfürstlicher Kommissär nach Stockerau beordert, um diese Streitigkeiten, welche sehr ernsthaft zu werden drohten, an Ort und Stelle zu untersuchen, die Klagen und Beschwerden jeder Partei zu vernehmen, und darüber zu berichten.

Dieß Geschäft, das seiner Natur nach sehr unangenehm war, dauerte mehrere Monate, während welcher Pichler mit zwei ihm zugegebenen Beamten in Stockerau wohnte, und nur alle vierzehn Tage Sonntags nach Wien in sein Haus und Bureau kam. Jeden zweiten Sonntag besuchten wir ihn, meist in Begleitung irgend eines unserer Freunde, speiseten bei ihm und brachten, weil die kurzen Tage die Rückkehr am Abend schwer machten (die Eisenbahn existirte noch nicht) auch die Nacht dort zu. Das waren sehr angenehme Tage, wo die Freude den geliebten Vater und Gemahl nach längerer Entfernung wieder zu sehn noch durch freundschaftliche Mittheilungen erhöht wurde.

Fräulein Jeanette Millard, ein hübſches und ſehr verſtändiges Mädchen, die mit meiner Tochter in Bucſan im Hauſe der Baronin v. Zay Freundſchaft geſchloſſen, und ſchon ein paarmal, namentlich auch den Winter von 1821—1822 einige Wochen bei uns zugebracht hatte, unſer hochverehrter Freund Vierthaler und noch andere Bekannte begleiteten uns abwechſelnd. Übrigens war auch der Winter ſehr mild, wir gingen, wenn wir den Vater beſuchten, jedesmal in der angenehmen Aue bei Stockerau ſpazieren, und pflückten uns bis zum Jänner noch immer friſche Blumen.

Endlich war die Kommiſſion und unſere Trennung zu unſerer großen Freude zu Ende. Pichler kehrte in den Schooß ſeiner Familie zurück; aber der Kampf der Weißen und Schwarzen war damals noch nicht geſchlichtet, und ich weiß nicht, ob und wie er es ſpäter wurde, denn ich hörte nichts mehr davon, und die eignen Angelegenheiten beſchäftigten mich zu ſehr, um nach ſo Entferntem zu fragen. Hatten wir doch den Vater, den beſten Freund und Schirmer wieder bei uns.

Ihm wurde die Verletzung am Fuße, die ſich von dem Fall in Ugroz herſchrieb, in Wien, wo er täglich zweimal ins Bureau zu gehen hatte, ſehr läſtig, denn ſie machte ihm jeden weitern Gang (in Stockerau hatte er von ſeiner Wohnung bis ins Rathhaus, wo die Sitzungen gehalten wurden, nur wenige Schritte) ſehr beſchwerlich. Er mußte oft fahren, und der Mangel an gewohnter Bewegung, welcher nun ſchon ſeit dem

Herbſte dauerte, wirkte nachtheilig auf ſeine Geſundheit. Es ſtellten ſich rheumatiſche Übel ein, gegen welche Baron Türkheim Bäder mit Schwefelleber verordnete.

Das Betragen des Bräutigams meiner Tochter, das uns ſchon ſeit anderthalb Jahren räthſelhaft und peinlich war, blieb ſich gleich, ja das Wechſelvolle zwiſchen Leidenſchaft und Kälte trat immer öfter und greller hervor. Uns hielt das Wort, das wir gegeben, ab, die Verlobung raſch aufzuheben. Lotte ſelbſt aber faßte den Muth ihm zu ſagen, daß ſie ihre Verbindung mit ihm für aufgelöſet und ihn nicht mehr für gebunden anſehe. Dieß ſchien ihn weder abzuſchrecken noch zu kränken, er kam eben ſo fleißig wie ſonſt, und benahm ſich eben ſo ungleich wie ſonſt. Da glaubte ich endlich einer Lage, welche meiner Tochter nur ſchmerzlich ſeyn und an kein Ziel führen konnte, ein Ende machen und ein Bündniß aufheben zu müſſen, das meinem Kinde kein Glück verſprach, und den jungen Mann zu drücken ſchien. An einem Abend im Sommer von 1822, wo ich eben wieder vergeblich eine genügende Erklärung in Rückſicht ſeiner Entſchließungen für die Zukunft von ihm gefordert und nicht erhalten hatte, ſprach ich liebreich, aber ernſt, das Wort der Trennung aus.

Eine der ſeltſamen Launen des Zufalls wollte es, zu unſer aller Qual, daß gerade an dieſem Abend, wo Lotten's Verlobter unſer Haus für immer verlaſſen hatte, Carl Kurländer, der treue Freund und zwanzigjährige Hausgenoſſe, den wir wie einen Sohn, die

Tochter wie einen Bruder betrachtete, wie ſie ſich denn auch von der frühſten Jugend an duzten, uns eröffnete, daß er im Begriff ſtehe, eine Geſpielin meiner Tochter, Fräulein Amalie Schechtern, deren ſchon öfters Meldung gemacht worden, ein ſehr hübſches, wohlerzogenes, aber armes Mädchen zu heirathen. Wir hatten ſchon lange gemerkt, daß zwiſchen Carl und Malchen etwas vorgehe, wir vermutheten auch eine Art von Verſtändniß, durchaus aber kein ernſtes, weil wir wußten, daß Carl auf eine gewiſſe Art bereits gebunden war.

Zugleich bat Carl Pichlern, ſein Beiſtand bei der Vermählung zu ſeyn, die ganz in Geheim und ſobald als möglich gefeiert werden ſollte, und zu der er nicht einmal mich und Lotten, die ihm doch, wie geſagt als Mutter und Schweſter galten, einlud. Es hatte mit dieſem Geheimhalten der Trauung, ſo wie mit der ganzen Heirath, die bis jetzt ſelbſt für uns verborgen gehalten worden war, eine eigne Bewandtniß gehabt. — Carl hatte ſchon lange ein wie es ſchien feſtes Verhältniß mit der Witwe einer ſeiner verſtorbenen Freunde gehabt, und eben dieſes Verhältniß war die Urſache der Verheimlichung. Die Witwe ſollte nichts davon erfahren, bis die Trauung mit einer Andern vorüber war, und ſo geſchah es auch. — Aber es war nicht gut, daß es ſo geſchah. Die Witwe ſtarb bald darauf, wahrſcheinlich an gebrochenem Herzen, Carls Ehe blieb kinderlos, und er ſelbſt fand in der Folge kein Glück darin.

Sehr natürlich drängt sich hier die Bemerkung auf, wie gleichgültig, ja wie gewissenlos Männer, welche sonst in allen Stücken achtungswerth sind, die, sich im Lebensverkehr und in Geschäften keine Ungerechtigkeit erlauben würden, ihre Verhältnisse zum weiblichen Geschlechte nehmen. Zwei Beispiele dieser Art liegen hier vor, und Carl, dieser sonst liebens- und achtungswürdige Mann hatte schon ein früheres Mal ein ähnliches Unrecht an einem Mädchen begangen, das er, nachdem seine Verbindung mit demselben längere Zeit gewährt und wahrscheinlich Hoffnungen erregt hatte, um die schöne Frau von Kempelen, deren diese Blätter öfters erwähnten, verließ. Ist das recht? Können diese Männer und alle die ihnen gleichen ein solches Betragen verantworten? Frau von Staël sagt in einem ihrer Bücher ungefähr so: wenn Jemand einen Mord begeht, so wird er am Leben gestraft, was geschieht aber demjenigen, der ein Herz bricht, oder ein ganzes Lebensglück zerstört?

Recht als sollte Trübes und Unglückliches von allen Seiten über uns kommen, erkrankte Pichler's ältester Bruder, der Pfarrer auf der „Laimgrube," ein sehr würdiger Geistlicher, der uns getraut und meiner Mutter die Sterbsakramente gereicht hatte, sehr schwer, und Pichler sah dessen, für ihn sehr schmerzlichen Verlust nahe entgegen. Dennoch schien der Zeitpunkt, in dem dies Ereigniß eintreten konnte, nicht so nahe, daß nicht Carls Trauung noch eher hätte Statt haben können.

Dieſe in Wien abzuwarten, wäre für Lotten zu traurig geweſen. Der Vater gab uns alſo die Erlaubniß zu unſerer Reiſe nach Ungarn, wo wir bei treuen Freunden Theilnahme und Erheiterung fanden. Indeſſen war der Schwager in Wien geſtorben, Pichler kam wie ſonſt, um uns abzuholen, aber der Verluſt ſeines Bruders, der Kummer, den der Tochter Leiden dem Vaterherzen verurſachten, und der vorhin ſchon erwähnte Mangel an hinreichender Bewegung, an die er früher ſo gewohnt war, vereinigten ſich um ſeine Geſundheit zu erſchüttern, und mir ſowohl als Lotten die lebhafteſten Beſorgniſſe einzuflößen.

Ich fand es daher nöthig, als wir aus Ungarn zurückkamen, mit Baron Türkheim deßwegen zu ſprechen. Er rieth abermals zu Schwefelbädern, meinte aber, da die Natur dieſe Miſchungen beſſer zu machen verſtehe, als wir Menſchen, daß die Badner Bäder hier ſehr nützlich ſeyn werden. Mir kam dieſer Rath ſehr erwünſcht, denn ich hoffte auf Zerſtreuung und Erheiterung für meine Tochter durch neue Umgebungen und eine veränderte Lebensweiſe, aber es koſtete Mühe, Pichlern dazu zu überreden. Er hegte die ſehr begreifliche Meinung von einem Badeorte, daß man ſich viel unter ganz fremden Menſchen umtreiben müſſe, und ſich nur wenig ſelbſt angehören könne. Ich hatte aber früher ſchon Erkundigungen bei Bekannten eingezogen, welche ebenfalls ein ſtilleres Leben liebten und

führten, und erfahren, daß, und wie man sich in Baden einrichten könne, um sich mehr selbst anzugehören.

Endlich willigte Pichler ein, aber nur für vierzehn Tage, die er in Baden zubringen wollte. Wir nahmen daher weder Köchin noch Küchengeräthe mit, und Frau von Arneth, die damals in Baden wohnte, war so gefällig uns eine kleine nette Wohnung mit der schönen Aussicht auf das Waldgebirge zu besorgen. Es war eine ganz angenehme Witterung, einige tüchtige Regengüsse hatten den Staub abgewaschen, die Hitze des Sommers gemäßigt, und Wald und Wiesen neu erfrischt. So zogen wir denn also zum erstenmal nach Baden und ich hoffte viel für Pichler's und Lotten's Gesundheit und Erheiterung, denn auch sie sollte baden, und that es auch in Gesellschaft des damals so schön blühenden jüngsten Fräuleins v. Henikstein, Marianne, die wenige Jahre darauf als Baronin Erggelet bei der Geburt ihres ersten Kindes starb.

Während dieser ganzen trüben und ängstlich gespannten Zeit hatte ich wohl einige Erzählungen geschrieben. Wahre Liebe, welche durch das traurige Schicksal der Parganioten unter Ali Pascha, und das Kloster auf Capri, welches durch ein Gemälde von Catel, das die Baronin Pereira besaß, veranlaßt worden war. Auch ein längerer Roman: Die Nebenbuhler entstand in dieser Periode. In allen diesen Werken waren Hindeutungen, welche sich auf Lotten's Stellung zu Pr. und sein Betragen gegen sie bezogen.

Sei es aber nun, daß meine Aufmerkſamkeit zu ſehr zwiſchen dem Roman, den ich ſchrieb, und jenem der vor mir geſpielt wurde, ſich theilte; — ſei es, daß mein Gemüth zu ſehr durch die Sorge für meiner Tochter Glück gedrückt war; — dieſe Arbeiten fielen alle ſehr matt aus, und bilden mit vielleicht noch einigen den ſchwächſten Theil meiner Schriften. Beſſer gelang mir ein anderes Unternehmen, ein Gebetbuch, das ich zuerſt für meinen eigenen Gebrauch geſchrieben und erſt ſpäter mich entſchloß es drucken zu laſſen, das dann ſehr gute und unerwartete Aufnahme fand. In den vielen Sorgen und trüben Ahnungen, welche damals meinen Geiſt niederdrückten, nahm dieſer am leichteſten und liebſten ſeinen Aufſchwung zum Himmel, wo er bei dem Allmächtigen und allgütigen Vater aller Menſchen Troſt und wo möglich Hülfe ſuchte.

In Baden wurden wir von den Familien Pereira, Ephraim, Elkam und Henikſtein, mit welchen früher wohl ich und meine Tochter viel, Pichler aber wenig Umgang gepflogen hatte, mit großer Freundlichkeit und Zuvorkommung empfangen und umgeben, ſo daß wir bald nur Einen Geſellſchaftskreis ausmachten, der ſich in den ſchon längern Septemberabenden ſtäts in einem dieſer Häuſer, am öfteſten bei B. Arnſtein oder eigentlich Baronin Pereira, verſammelte, denn der Patriarch des Hauſes brachte ſeine Abende meiſt ganz oder theilweiſe im Theater zu. Dort fanden ſich öfters bedeutende Fremde, Gelehrte, Künſtler ein, welche dieſe ausgezeich-

nete Familie auch hier in Baden aufſuchten. Hier lernte ich auch mehrere Jahre ſpäter Felix Mendelsſohn, der dieſer Familie durch Bande der Verwandtſchaft angehörte, zu meinem großen Vergnügen kennen, und fand in dem damals noch ſehr jungen Mann ein außerordentliches Talent für Kompoſition, eine bewundernswerthe Fertigkeit des Vortrags, und eine eben ſo bewundernswerthe Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit des Benehmens. Wenn er uns ältern Mitgliedern der Geſellſchaft die Freude gemacht hatte, Phantaſien über Themen, die wir ſelbſt wählen durften, und wo denn meiſt ältere Muſik von Mozart, Gluck, Händl vorgeſchlagen wurde, mit weicher Einwirkungskraft und brillantem Vortrag vorzuſpielen, ließ er ſich eben ſo gern von ſeiner Couſine Flora, jetzt Gräfin Fries, damals ein blutjunges Mädchen, beſtimmen, Walzer u. dgl. zu ſpielen, damit der jüngere Theil der Geſellſchaft tanzen konnte.

Mein Mann gefiel, was ich kaum gehofft hatte, ſich ſo wohl in dieſen Umgebungen, wo er ſich geachtet, geſucht, und als rathender Freund der Damengeſellſchaft gefeiert ſah, daß er ſelbſt unſern auf vierzehn Tage berechneten Aufenthalt bis über drei Wochen verlängerte, beſonders weil ihm auch die Bäder ſehr wohl anſchlugen, und die Schwäche in ſeinem Fuße, eine Folge des vorjährigen Falls, hier ganz und dauernd verſchwand. Wir machten hübſche Spaziergänge, am öfteſten allein, aber auch nicht ſelten mit Einigen aus un-

serer Gesellschaft, und zuweilen eine zahlreiche Partie mit Allen zusammen, nach den schönen Umgebungen von Baden: Merkenstein, Heiligenkreuz, Krainerhütten u. s. w., kurz, unser Aufenthalt gestaltete sich sehr angenehm, und da die Wirkungen des Wassers für Pichler's Gesundheit nicht bloß in Hinsicht des Fußes, sondern im Allgemeinen sehr erwünscht ausfielen, so wurde beschlossen, daß er statt auf ein paar Wochen nach Ungarn zu gehen, künftig seine ganzen Ferien in Baden zubringen wolle. Wohl wußte ich, daß das für das Zay'sche Haus eine unangenehme Entschließung seyn werde, aber meines Mannes Gesundheit mußte allem vorgehn, und zu zwei Reisen und Landséjours reichten die Einkünfte nicht; denn da sich weder mit der Einen noch der Andern eine Geschäftsreise verbinden ließ, so konnte hier nicht von Diäten für Pichler, oder einem freien Wagen die Rede seyn, wie bei jenen Ausflügen nach Oberösterreich oder Steiermark, und so mußte denn die eine der beiden Reisen unterbleiben, und durch neunzehn Jahre wurden die Monate August und September in Baden zugebracht.

Noch einer bedeutenden Erscheinung in diesem geselligen Kreise muß ich erwähnen, des Fr. Adelheid Reimbold, Erzieherin der damals ganz jungen Flora Pereira, und später als Schriftstellerin unter dem Namen Franz Bertholdt bekannt. Sehr blond, üppig und doch schlank gebaut, mit blendendweißem Teint, blauen Augen und frischer Jugendblüte, erinnerte sie, —

nicht an ein altdeutſches Gemälde auf Goldgrund, ſondern an eine der vollen reizenden Geſtalten aus der Ruben'ſchen Schule, und ſelbſt ihre Art ſich zu kleiden, obwohl in Form und Farbe wie die der andern Mädchen, hatte etwas eignes, ich möchte ſagen lockendes an ſich. Übrigens war ihr Betragen anſtändig, ihre Unterhaltung geiſtvoll, ihre Anſichten ganz die von der Partei des Fortſchrittes, und ſie eine eifrige Verehrerin Napoleons. Mir ſagte ihre Art zu denken nicht ſehr zu, obwohl wir auf recht gutem Fuße ſtanden, aber an meine Tochter ſchloß ſie ſich ſehr an, und es ſchien ihrem männlich entſchloſſenen Geiſte, das echt Weibliche in der Gefühlsweiſe Lotten's bei einem klaren und doch gebildeten Verſtande zu gefallen. Meine Tochter fand Vergnügen an Adelheid's geiſtreichem Umgang, ihre Anſichten harmonirten aber zu wenig, um eine wahre Annäherung zu geſtatten. Bald darauf verließ Adelheid auch das Haus der B. Pereira, ging nach Dresden, wurde mit Tiek bekannt, war viel um ihn und die Seinigen, und fing an ihr Talent als Schriftſtellerin unter dem Namen: Franz Bertholdt zu verſuchen. Mehrere Erzählungen erſchienen unter dieſem Namen, und endlich ein größerer Roman, deſſen Inhalt die Rettung und der endliche Untergang des Königs Sebaſtian von Portugal war, den Tiek bevorwortete und nach ihrem von ihm ſehr bedauerten frühen Tode herausgab. Ohne die Beſitznahme von Algier durch die Franzoſen hätten wir vielleicht dieſen Roman nicht be-

kommen. Jetzt wußte der Dichterin lebhafter Geist die Local- und Sittenschilderungen aus den französischen Berichten mit Einsicht, Kraft und Geschmack zu benützen, und so ein recht lebendiges und treffendes Gemälde jener Gegenden und Nationalsitten darzustellen. Die beiden Helden aber, der echte und der unechte Sebastian, der erste besonders, sind erbärmliche Charaktere, an Schwäche und Unzuverlässigkeit noch tief unter den Helden der Frau von Staël. Es ist und war mir stets unbegreiflich, wie ein Weib, das doch weiblich fühlen, und also das männliche Geschlecht in seiner wahren Stellung und in seinem Verhältniß zu uns erkennen sollte, sich darin gefallen kann, das Weib höher als den Mann zu stellen, diesen zur willenlosen Puppe zu erniedrigen, die Leben und Impuls von der Frau empfängt, und doch von ihr — unbegreiflicher Weise, leidenschaftlich geliebt wird.

Es ist eine wunderbare, aber wie mich dünkt, traurige Bemerkung daß, je mehr sich die Männer im geselligen Leben von den Frauen entfernen, den Umgang derselben verschmähen, bei Tabakrauchen und Männergelagen sich am wohlsten fühlen, und, wie man vermuthen könnte, kräftiger, gleich den Männern der Vorzeit den ins Gynecäum verbannten Frauen gegenüber stehen sollten, je weniger Spur von kräftiger Männlichkeit, von Ausdauer, von Muth in Gefahr, oder fester Entschließung bei dem jetzigen Geschlecht gefunden wird. Sein höchstes Bestreben scheint Lebensgenuß,

und die raffinirteſte Bequemlichkeit zu ſeyn, zu deren Befriedigung die Entdeckungen der Wiſſenſchaft, die Erfindungen der Induſtrie verwendet werden, und im ſtruppigten Bart, in nachläſſiger Haltung, Achtloſigkeit im Betragen gegen Andere, beſonders gegen Frauen beſteht die ganze Heldenkraft unſerer Zeitgenoſſen. Und ſolche Männer dienen auch zu Idealen in den Romanen dieſer Zeit. Doch genug davon!

Zu den mancherlei düſtern bald wichtigern bald unwichtigern Vorfällen dieſes Jahres, geſellte ſich im Herbſt noch eine ſchmerzliche Trennung von der uns durch langjährige Freundſchaft verbundenen Familie des Barons (ſpäter Grafen) von Rothkirch. Er wurde als General nach Klagenfurt befördert, und ich ſah mit Betrübniß dieſe Freunde aus unſerer Nähe ſcheiden, wohin ſie nie mehr in dieſem Sinne zurückkehrten. Rothkirch hatte den Grafentitel nachgeſucht und erhalten, was einem Abkömmling des Hauſes, das ſchon im dreizehnten Jahrhundert die Mongolenſchlacht mitgefochten, und alle ſeine ſtreitbaren Männer auf dem Wahlplatz gelaſſen hatte, vollkommen gebührte. Aber eben dadurch wurde die Veränderung in unſerer Stellung gegeneinander bedingt. Als Graf Rothkirch 10 oder 11 Jahre darnach mit ſeiner Familie als proviſoriſcher Chef des Generalſtabes wieder nach Wien verſetzt wurde, ſchloſſen ſie ſich an die haute volée an, beſuchten den Hof, die Geſellſchaften des hohen Adels, und gehörten auf keine Weiſe mehr dem Mittelſtande an.

Obwohl ich nun als alte Freundin und Pathin einer der Töchter des Hauses noch öfters hinkam und zu Familienfesten gezogen wurde, konnte sich das alte Verhältniß nicht wieder herstellen, zu dem eine gleiche oder doch ähnliche Lebensweise, Einrichtung des Hauses, Wahl des Umganges u. s. w. durchaus nothwendig sind.

Noch später in diesem Herbst schon gegen den Winter hin reihte sich noch eine trübe Begebenheit den früheren dieses Jahres an. Louise Brachmann, die talentvolle Dichterin, die sich schon seit mehreren Jahren eines entschiedenen Rufes in Deutschland erfreute, war ein paar Jahre früher in Wien gewesen, hatte mich aufgesucht, und wir gewannen uns gegenseitig lieb. Sie war bald einheimisch in dem ganzen Kreise unserer Bekannten geworden, und brachte daher die meiste Zeit ihres Aufenthaltes in Wien in der Alservorstadt bei Richler, Arneth und uns zu, wo sie überall die freundlichste Aufnahme fand, und durch ihr Talent sowohl als ihre große Gutmüthigkeit, ja selbst durch den, bei einer mehr als dreißigjährigen Person auffallenden Mangel an Welterfahrung und Gewandtheit, die herzlichste Theilnahme erregte. Ich habe meine Bekanntschaft mit ihr und ihr trauriges Geschick in einem kleinen Aufsatze geschildert, den ich an die Baronin von Pereira, ebenfalls eine geistreiche Schriftstellerin und meine vieljährige werthe Bekannte, gerichtet habe, weil eben Frau von Pereira einst zugegen

war, als bald nach Louisens Tode ein schonungsloser Aufsatz über sie in einem norddeutschen Journal erschien, und wir über sie sprachen. Mein Aufsatz ist in den zerstreuten Blättern abgedruckt.

Bald nach ihrer Rückkehr von Wien nach Weissenfels, wo sie damals lebte, erhielt ich ein paar melancholische Briefe von ihr, in welchen sie sich unter andern sehr über die Behandlung beklagte, welche sich Müllner, der Verfasser der Schuld, gegen sie und ihre Arbeiten erlaubte, und ganz davon gedrückt schien. Nicht lange hernach kam die Nachricht, daß sie ihrem Leben ein Ende gemacht und sich in die Saale gestürzt habe. So kettete damals ein unfreundliches Ereigniß sich dicht an die Fersen des andern, und ich war gewissermaßen froh, daß dies Unglück bringende Jahr bald zu Ende ging.

Aus unſerm Verlag empfehlen wir auch:

Laub und Nadeln.

Von

J. G. Seidl.

Zwei Bändchen.

gr. 12. Wien 1842. 604 Seiten. In Umſchlag broſch. 2 fl. 40 kr. C. M.

Die Dresdner Abendzeitung vom 20. Auguſt 1842 ſagt über dieſes Werk:

„Heiteres tritt hier in den 21 kleinen Novellen und Erzählungen dieſer beiden Bände neben Düſteres, einfache Naturſchilderungen neben die Geſpräche der höheren Geſellſchaft, Vergangenheit und Gegenwart, Liebe und Haß, Scherz und Ernſt, Leben und Tod, eine anziehende Ausſtellung der verſchiedenartigſten Stoffe und der mannigfaltigſten Bearbeitung bildend. Überall waltet aber die Hand des Meiſters vor, überall begegnen wir dem edlen Streben nach dem Beſſeren, nirgends ſtört uns der Moſchusgeruch der Verbildung, oder der Anhauch der Gemeinheit. Wahrlich das größte Lob, was man in unſerer charakterloſen Zeit, wo ſelten ein Erzähler auftritt, deſſen Arbeiten ein beſtimmtes Gepräge, eine Dauer über die Saiſon hinaus verſpräche, einer Unterhaltungsſchrift dieſer Art ertheilen kann.“

A. Pichler's sel. Witwe

Verlagsbuchhandlung in Wien, Stadt, Plankengasse, nächst dem Neumarkt Nr. 1061,

empfiehlt auch

folgende Werke ihres Verlages:

—❦—

Sophron,

der weise Rathgeber auf der Lebensreise.

Eine

Sammlung von Lebensregeln, Klugheitslehren und Maximen in aphoristischer Darstellung.

Als Hilfsbüchlein für Ältern, Erzieher, Lehrer und Jugendfreunde, bei Lese- und Diktandoübungen, wie auch zur Selbstbildung für die reifere Jugend.

Aus dem Französischen frei übersetzt. 8. Wien 1841. broschirt 36 kr. C. M.

Inhalt:

Für Ältern, Erzieher und Lehrer. — Für Kinder und junge Leute. — Über den Umgang mit der Welt. — Über Wohlthätigkeit. — Über Diät. — Verschiedenes vom Menschen. — Über die Unbeständigkeit menschlicher Dinge. — Über die Ausschweifungen der Menschheit. — Über die Kürze des Lebens und den Tod. — Über Armuth. — Über den Geiz. — Über Reichthum und Mittelmäßigkeit. — Über die Leiden des Lebens. — Von der Nothwendigkeit einer Religion im Staate. — Über Bücher.

Interessantes Buch fürs gesellige Leben!

Der

goldene Schlüssel,

oder:

neu entdeckte Zugänge zum menschlichen Herzen.

Ein nothwendiges Buch für das gesellschaftliche Leben.

Von

Gottfr. Im. Wenzel,

Verfasser des beliebten Buches: „Der Mann von Welt."

2. Auflage. gr. 12. Wien. Im Umschl. br. 40 kr. C. M.

Inhalt:

Merkmale, durch welche sich der nach Grundsätzen gute Mensch zu erkennen gibt. — Merkmale, durch welche sich der böse Mensch ankündigt. — Die Kunst, verborgene Anlagen, Kenntnisse und Geschicklichkeiten eines Menschen unbemerkt zu erforschen. — Benehmen gegen die Menschen, sich bei denselben in Achtung und Ansehen zu setzen. — Auswahl der sichersten Regeln, Freundschaft und Liebe der Menschen zu gewinnen. — Maximen der größten Menschenkenner älterer und neuerer Zeit, mit des Verfassers eigenen Bemerkungen. — Versuch einer Physiognomik verschiedener theils gefährlicher, theils lächerlicher Charaktere. — Gemüthsbewegungen und Leidenschaften. — Wie können wir andere am sichersten zu unsern Absichten stimmen? — Ist es möglich, einige Blicke in die künftigen

Schicksale eines Menschen zu thun? — Charakterzüge der Geschlechter und des Alters der Nationen, der Temperamente, der Berufsarten. — Nähere Blicke in's weibliche Herz. — Über die Liebe zu diesem Geschlechte. — Klugheitsregeln. — Besondere Charakterzüge, die man bei Beurtheilung des schönen Geschlechtes nicht aus den Augen lassen darf. — Alphabetisches Verzeichniß der vorzüglichsten äußern Dinge, welche das Innere des Menschen verrathen.

Zerstreute Blätter

aus meinem Schreibtische.

Von

Caroline Pichler.

Neue Folge.

Mit 1 Kupfer: „Rococo," nach Ranftl von Teplar.

8. Wien 1844. 296 Seiten. br. 2 fl. C. M.

Inhalt:

Freundschaftliche Briefe. Über weibliche Erziehung. — Über Klatschsucht und Verläumdung. — Über Musik. — Über Bescheidenheit und Seelenruhe. — Über die Art der geselligen Unterhaltungen.

Kleinere Aufsätze: Vanina. — Die graue Schwester. — Die Jubelfeier. — Rococo. — Der Kirchenbau in Gran. — Dorothea von Schlegel. — Der Tod der

Frau P. von Schmerling. — Gabriele Baumberg. — Marie Gräfin von Zay. — Eitelkeit.

Gedichte: Der Geister Gruß. — Am Vermälungstag des Herrn A. von Schmerling ꝛc. — In das Denkbuch von Dr. Rollet's Museum. — Der Mönch auf dem Kahlenberg. — An Thereſe von Artner, Marie von Zay und Marie von Neumann. — Die Rückkehr des Kreuzfahrers.

W I E N.
Druck und Verlag von A. Pichler's sel. Witwe.
1844.